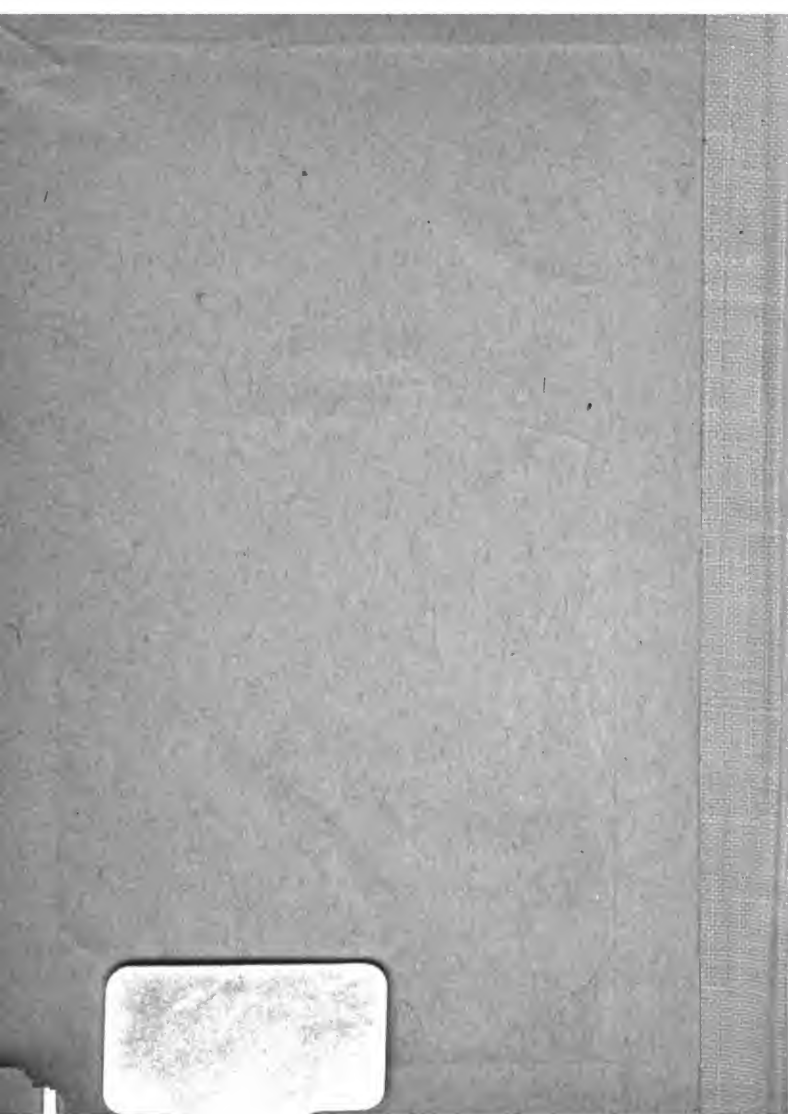

Deutsche Dichter seit Heinrich Heine
Karl Henckell



Henckell

NFI

I



DIE LITERATUR
SAMMLUNG ILLUSTRIERTER EINZELDARSTELLUNGEN
HERAUSGEGEBEN VON
GEORG BRANDES

SIEBENUNDDREISSIGSTER BIS ACHTUNDDREISSIGSTER BAND

DIE LITERATUR

HERAUSGEGEBEN·VON GEORG·BRANDES

Deutsche Dichter seit Heinrich Heine

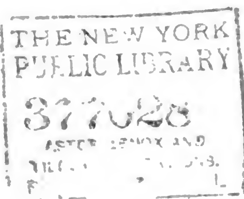
Ein Streifzug durch fünfzig Jahre

Lyrik

von

Karl Henckell

BARD·MARQUARDT·&·C°·BERLIN



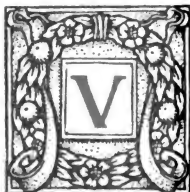


*Published December 13. 1906.
Privilege of copyright in the
United States reserved under the
act approved March 3. 1905 by
Bard, Marquardt & Co. in Berlin.*

Dieser Streifzug durch die deutsche lyrische Dichtung des letzten Halbjahrhunderts ist die Erweiterung eines Vortrages, den ich zuerst in der Lesegesellschaft zu Köln vor einem literarischen Publikum und dann im Bürgersaale des Berliner Rathauses vor den Zuhörern der „Freien Hochschule“ hielt. Für den vorliegenden Druck ließ ich die Vortragsform unverändert, um den ursprünglichen Charakter nicht unnötig zu verwischen.

Eine ergänzende Darstellung behalte ich mir einmal für später vor.

K. H.



ON SEHR ALTEN VERGANGENheiten bis zum gegenwärtigen Tage begleitet die Kunst der Lyrik das menschliche Geschlecht auf seinen wunderbaren Pfaden. Unausrottbar, unermüdlich rege bleibt der Reiz, in rhythmisch vollendet gegliederter Sprache, mit feinfühlig lauschendem inneren Ohr das Wesen der Welt, ihre Offenbarungen und Geheimnisse, klangvoll und bildkräftig dichterisch zum Ausdruck zu bringen. Die Lyrik lebt und webt mit dem Leben und Weben der Menschheit; es gibt eine ewige Wiedergeburt der Welt im Lied. Wir haben erfahren, daß der einfachste wie der zusammengesetzteste Typus Mensch seine Selbsterlösung im Lied gefunden oder doch nach ihr gesucht hat. Mit der zunehmenden Verzweigung der Empfindungen mußten sich die Mittel des lyrischen Ausdrucks naturgemäß auch immer mehr verfeinern, worauf aller sogenannte Fortschritt in der lyrischen Technik beruht — Wurzel, Stamm und Hauptäste des menschlichen Welt- und Lebensgefühls rufen dagegen in ihrem dauernd gleichen Grundbestande stets von neuem nach gleichen Gesetzen ihr lyrisches Lautbild hervor. Wenn wir die echten Bücher der Lyrik öffnen, so schlagen wir damit eigentlich nur rhythmisch gesteigerte Urkunden des Menschenherzens auf. Gleichnisse der Seele entdecken wir, die in urvertrautem Laut uns mehr oder weniger geheimnisvoll umschweben. Je größer ein Dichter, um so stärker zieht er unser Tiefstes, Verborgenstes in Mitleidenschaft und führt uns, wo er am köstlichsten ist, liebend zum dunklen Mutterschoße der Natur zurück.

Wir Deutschen leben nun, wie Sie wissen, des frohen Glaubens, das wahrhaft auserwählte Lyrikervolk zu sein. Und wir dürfen uns auch auf unsere lyrischen Schatzkammern etwas zugute tun. Sie sind gefüllt mit Gold

und Edelgestein, mit leuchtenden reinen Kristallen, die wie verzaubert ein seltsames Klingen hören lassen, daß man gebannt zu jeder hohen Stunde, die das drängende Leben freigibt, darin wandeln und nur immer schauen und lauschen mag, was das Herz begehrt — es findet sich bestimmt für jeden, der nicht ein armer blinder und tauber Barbar ist, ein Kleinod, tiefleuchtend in stillem, ruhigem Glanz oder aufflammend in stolzem Schein, dem er seine innige Liebe, seine glühende Bewunderung hingeben muß. Wie haben sich nicht allein im Laufe der letzten hundertfünfzig Jahre die alterworbenen Reichtümer gemehrt und gehäuft, daß es eine Lust und Weide ist, sie zu überschauen! Sie kennen Alle die Reihe ragender Mehrer dieses unseres lyrischen Nationalreichtums vom gefühlsselig schwärmenden Klopstock, vom freimännlich urwüchsigen Bürger und großmenschlich dithyrambischen Schiller zum hellenenfrommen Hölderlin und johanneszarten Novalis; vom innigschlichten Waldsänger Eichendorff über den Jungbrunnen des Brentanoschen Wunderhorns zum maihauchenden, wortknappen und doch so überquellenden treuen Kameraden Uhland; vom erdumsegelnd tiefsinnigen Salas Y Gomez-Sänger und dabei doch so heimseligen Frauenlieb- und -Lebenverklärer Adelbert von Chamisso zum liebesfrühlingkündenden und makamen-weisheittriefenden Rückert — über ihnen allen von Generation zu Generation gewaltig emporwachsend der allmenschliche, in Leben und Lied weltumspannende Goethe.

Freudebrausend rollte mit ihm der Strom der deutschen Lyrik im breitgegrabenen Bette dahin. Und immer neue Flußgötter und Waldfaune der Dichtung tauchten auf und bliesen eigentönig ihr Instrument, Muschelhorn oder Flöte. Wie kaum eine andere Periode — höchstens die heutige — bezeugte die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts, welcher Gefühls- und Geistespole die Kunst der Lyrik fähig ist, wie sie zum gleich glücklichen und gleich notwendigen Ausdrucksmittel wird der verschiedenartigsten Weltanschauungen, der entgegengesetztesten Persönlichkeiten.

Das romantische Gefühlshelldunkel wurde überflutet von Strahlenbündeln moderner Kulturideale, der Zug zum Volkseigentümlichen fand sein psychologisches Ergänzungs- oder auch Gegenstreben in der human-kosmopolitischen, mehr rationalistischen Geistesart. Graf Platen trug feierlich in strengen Maßen sein Verlangen nach schöneren, freieren Menschheitsformen vor, während sich unter den stolzen Falten seines Mantels ein tiefunbefriedigtes Herz verbarg, ein zehrender Lebensschmerz, dem er vergeblich in sonnige Gefilde zu entfliehen suchte; ich erinnere Sie nur, abgesehen von seinen Tagebüchern, an das für Platen vielleicht aufschlußreichste Gedicht:

LEBENSSTIMMUNG.

Wem dein wachsender Schmerz Busen und Geist beklemmt,
Als Vorbote des Tods, bitterer Menschenhaß,
Dem blüh'n der Gesang, die Tänze,
Die Gelage der Jugend nicht.

Sein Zeitalter und er scheiden sich feindlich ab,
Ihm mißfällt, was erfreut Tausende, während er
Scharfsichtige, finstre Blicke
In die Seele der Toren wirft.

Weh ihm, wenn die Natur zarteren Bau vielleicht,
Bildungsreicheren lieh seinem Gehör, um durch
Kunstvolle Musik der Worte
Zu verewigen jede Pein!

Wenn unreifes Geschwätz oder Verleumdung ihn
Kleinlichst foltert, und er, welchen der Pöbel höhnt,
Nicht ohne geheimes Knirschen
Unerträgliche Qual erträgt:

Wenn Wahrheiten er denkt, die er verschweigen muß,
Wenn Wahnsinn dem Verstand schmiedet ein ehern Joch,
Wenn Schwäche des Starken Geißel
Wie ein heiliges Zepter küßt:

Ja, dann wird er gemach müde des bunten Spiels,
Freiheitatmender wehn Lüfte des Heils um ihn,
Weg legt er der Täuschung Mantel
Und der Sinne „gesticktes Kleid“.

Ob zwei Seelen es gibt, welche sich ganz verstehn?
Wer antwortet? Der Mensch forsche dem Rätsel nach,
Gleichstimmige Menschen suchend,
Bis er stirbt, bis er sucht und stirbt . . .

Von welcher großen, im tiefsten Grunde und besten Sinne modernen Auffassung des Dichterberufes zeugt nicht ein kurzes Gedicht wie das folgende, in der von ihm geliebten, orientalischen Ghaselenform!

GHASELE.

Was gibt dem Freund, was gibt dem Dichter seine Weihe?
Daß ohne Rückhalt er sein ganzes Selbst verleihe;
Erleuchten soll er klar der Seele tiefste Winkel,
Ob auch ein Tadler ihn verlor'ner Würde zeihe.
Ihr Halben hofft umsonst, mit enger Furcht im Herzen,
Daß euer Lied man einst zu großen Liedern reihe:
Stumpfsinnige, was wähnt ihr rein zu sein? Ich hörte,
Daß keine Schuld so sehr, als solch ein Sinn entweihe:
Ich fühlte, daß die Schuld, die uns aus Eden bannte,
Schwungfedern uns zum Flug nach höhern Himmeln leihe:
Noch bin ich nicht so bleich, daß ich der Schminke brauchte,
Es kenne mich die Welt, auf daß sie mir verzeihe!

Den formvollendeten Dichter des „Grabes am Busento“ kennen wir alle von der Schulbank her, vergessen wir darüber nicht des eigentlichen Menschen, wie er aus solchen Bekenntnisversen spricht. August Graf von Platen war ein Sohn der Einsamkeit und des Schmerzes, Junker der Freiheit und Schwertträger der Schönheit. Er war der Sprache feierlich schleppentragender Page.

Platens bestumstrittener Zeitgenosse Heinrich Heine pflanzte seine poetischen Wimpel auch auf zerrissenem Lebensgemäuer auf, nur ohne die feierliche Gebärde, die ihn an dem Dichtergrafen so ärgerte; Heine war ein so großer Künstler des deutschen Verses, daß er, im feineren kunstgemäßen Sinne zweifellos heldisch, mit schmerzendem Fuß und Rückgrat — beides hier nur bildlich im seelischen Sinne gebraucht — einen wahren Märtyrer- und Siegertanz auf Ruinen ausführte, in der einen Hand die prasselnde Fackel eines nach Freiheit verschmachtenden Geistes, in der andern die bald betörend süße, bald grell ausklirrende Lyra der närrischsten Herzenssehnsucht schwingend.

Heine mußte fortwährend seines Herzens eigene Kinder töten: der Dichter der „Wallfahrt nach Kevlaar“ und der „Loreley“ war gewiß mit romantischem Weihwasser besprengt, und doch mußte er, der satanische „Intellektuelle“ lachen, lachen über den frommen, seligen Spuk, der in ihm rumorte, und helle Geistesfeuer anzünden, um die lieben Sehnsüchte seines Gemüts auflodernd darin zu verbrennen. Und dann gelang es ihm noch, mit scheinbar leichter Grazie über den rauchenden Scheiterhaufen zu springen und zu singen: Ecce Heine! indem er sich in glänzenden Trochäen ganz unübertrefflich selber charakterisierte:

Aus: BIMINI.

Bimini! bei deines Namens
Holdem Klang, in meiner Brust
Bebt das Herz, und die verstorb'nen
Jugendträume, sie erwachen.

Auf den Häuptern welke Kränze,
Schauen sie mich an wehmütig;
Tote Nachtigallen flöten;
Schluchzen zärtlich, wie verblutend.

Und ich fahre auf, erschrocken,
Meine kranken Glieder schüttelnd

Also heftig, daß die Nähte
Meiner Narrenjacke platzen —

Doch am Ende muß ich lachen,
Denn mich dünket, Papageien
Kreischten drollig und zugleich
Melancholisch: Bimini.

Hilf mir, Muse, kluge Bergfee
Des Parnasses, Gottestochter,
Steh' mir bei jetzt und bewähre
Die Magie der edlen Dichtkunst —

Zeige, das du dichten kannst,
Und verwandle flugs mein Lied
In ein Schiff, ein Zauberschiff,
Das mich bringt nach Bimini!

Kaum hab' ich das Wort gesprochen,
Geht mein Wunsch schon in Erfüllung,
Und vom Stapel des Gedankens
Läuft herab das Zauberschiff.

Wer will mit nach Bimini?
Steiget ein, ihr Herrn und Damen!
Wind und Wetter dienend, bringt
Euch mein Schiff nach Bimini.

Leidet ihr am Zipperlein,
Edle Herren? Schöne Damen,
Habt ihr auf der weißen Stirn
Schon ein Runzelchen entdeckt?

Folget mir nach Bimini,
Dorten werdet ihr genesen
Von den schändlichen Gebresten;
Hydropathisch ist die Kur!

Fürchtet nichts, ihr Herrn und Damen,
Sehr solide ist mein Schiff;
Aus Trochäen, stark wie Eichen,
Sind gezimmert Kiel und Planken.

Phantasie sitzt an dem Steuer,
Gute Laune bläht die Segel,
Schiffsjung ist der Witz, der flinke;
Ob Verstand an Bord? Ich weiß nicht!

Meine Raen sind Metaphern,
Die Hyperbel ist mein Mastbaum,
Schwarz-rot-gold ist meine Flagge,
Fabelfarben der Romantik —

Trikolore Barbarossas,
Wie ich weiland sie gesehen
Im Kyffhäuser und zu Frankfurt
In dem Dome von Sankt Paul. —

Durch das Meer der Märchenwelt,
Durch das blaue Märchenweltmeer,
Zieht mein Schiff, mein Zauberschiff,
Seine träumerischen Furchen.

Funkenstäubend mir voran,
In dem wogenden Azur
Plätschert, tummelt sich ein Heer
Von großköpfigen Delphinen —

Und auf ihrem Rücken reiten
Meine Wasserpostillone,
Amoretten, die bausbäckig
Auf bizarren Muschelhörnern

Schallende Fanfaren blasen. —
Aber horch! da unten klingt
Aus der Meerestiefe plötzlich
Ein Gekicher und Gelächter.

Ach, ich kenne diese Laute,
Diese süßmoquanten Stimmen —
Das sind schnippische Undinen,
Nixen, welche skeptisch spötteln



HEINRICH HEINE 1829.

Über mich, mein Narrenschiff,
Meine Narrenpassagiere,
Über meine Narrenfahrt
Nach der Insel Bimini.

Nach einer so meisterlichen lyrischen Selbstporträtierung müssen wir uns doch vorsehen, einer im guten und gefährlichen außerordentlichen Genialität gegenüber, uns mit anmaßlicher Schulmeistercharakteristik vor Apoll und den neun Musen zu blamieren, um vielleicht bei irgend einem selbstgerechten Teutomanen einen Stein im Brett zu bekommen. Halten wir uns an das Geniale und lassen wir die schwachen Schimpflinge laufen! .. Wer hat den zarten Gedanken und Liedern der Liebe, wie sie unvergänglich seit Jahrtausenden auf dem Felde der Menschheit erblühen, je ein innigeres und schlichteres Motto gedichtet als Heine in seinem freirhythmischen

EPILOG.

Wie auf dem Felde die Weizenhalmen,
So wachsen und wogen im Menschengeist
Die Gedanken.
Aber die zarten Gedanken der Liebe
Sind wie lustig dazwischenblühende
Rot' und blaue Blumen.

Rot' und blaue Blumen!
Der mürrische Schnitter verwirft euch als nutzlos,
Hölzerne Flegel zerdreschen euch höhnend,
Sogar der hablose Wandrer,
Den eu'r Anblick ergötzt und erquickt,
Schüttelt das Haupt
Und nennt euch schönes Unkraut.
Aber die ländliche Jungfrau,
Die Kränzewinderin,
Verehrt euch und pflückt euch,
Und schmückt mit euch die schönen Locken,

Und also geziert eilt sie zum Tanzplatz,
Wo Pfeifen und Geigen lieblich ertönen,
Oder zur stillen Buche,
Wo die Stimme des Liebsten noch lieblicher tönt
Als Pfeifen und Geigen.

Und wer wiederum hat so schlagend schalkhaft im lyrischen Epigramm den deutschen Dichter zur gehörigen Vorsicht ermahnt, als eben Heine in seiner

WARNUNG.

Solche Bücher lässt du drucken!
Teurer Freund, du bist verloren!
Willst du Geld und Ehre haben,
Mußt du dich gehörig ducken.

Nimmer hätt ich dir geraten,
So zu sprechen vor dem Volke,
So zu sprechen von den Pfaffen
Und von hohen Potentaten.

Teurer Freund, du bist verloren!
Fürsten haben lange Arme,
Pfaffen haben lange Zungen,
Und das Volk hat lange Ohren.

So hatte die deutsche Lyrik ihren auserwählten Prinzen Karneval mit dem kostbaren Scharlachgewand, der vergoldeten Pritsche, auch ein wenig Flittergold im Haar und dem mehr gequälten als fröhlichen Herzen. Blitzende Geisteslaune, neptunische Nordseebildsouveränetät hatte dem Vers eine vorher kaum gekannte Geschmeidigkeit und schöne Willkürlichkeit verliehen, überlegenes stilistisches Satirspiel aber der allzu simpeln, romantisierenden Naivetätsmanie, ohne sich selber dabei im geringsten zu schonen, den Todesstoß versetzt.

In den bald übermütigen, bald katzenjämmerlichen Sang der verhexten rheinischen Spottdrossel, über die sich heute noch die Wächter des deutschen Schrifttums in Für und Wider weidlich erregen, tönte vom Südosten herüber die herzergreifend melodische Lebens- und Zeitklage der einsamen, melancholischen Nachtigall: Nikolaus Lenaus unglückliche Seele suchte Trost und Erlösung in wehevollen Weisen von ebensolcher Feinheit wie Tiefe des Gefühls. Hier war nirgends ein unheimlicher Satyr versteckt, der plötzlich gräuliche Gesichter schneidend hervorbrach — das tat merkwürdigerweise nur der wirkliche Lenau manchmal zum Entsetzen seiner Freunde — hier war stiller, aber mächtiger Ausdruck der Trauer oder erschütternder Aufschrei der wildesten Verzweiflung. Keine Kraft, kein Mut zum Glücklichsein, Versagen des sehnsüchtig der Braut entgegenziehenden Freiers unmittelbar an der Schwelle des Hochzeitgemachs:

OHNE WUNSCH.

Ja, mich rührt dein Angesicht
Und dein Herz, das liebevolle,
Aber, Mädchen, glaube nicht,
Daß ich dich besitzen wolle.

Kamst mir durch die Seele wie
Ein süßholdes Lied gedrungen,
Aber wie die Melodie
Mußt du wieder sein verklungen.

Meine Freuden starben mir
In der Brust, bestürmt, gespalten,
An den Bahren könnten wir
Nur mit Grauen Hochzeit halten.

Ein zu trüber Lebensgang
Führte mich an steile Ränder.
Kind, mir würde um dich bang,
Flieh, es krachen die Geländer!

Schaudert man nicht wie vor einem schwindelnden Abgrund, bei dem schicksalsmächtigen Schlußverse des Gedichts? ... Diesem hin und her gehetzten Zigeuneraristokraten, diesem elementaren Schwermutsgenie der deutschen Dichtung war Macht verliehen, mit seelenbannendem Wort den Schleier des Lebensschmerzes über die ganze Natur zu breiten — wenn er geigte, war er ein wunderbarer Meisterspieler der Melancholie:

HIMMELSTRAUER.

Am Himmelsantlitz wandelt ein Gedanke,
Die düst're Wolke dort, so bang, so schwer;
Wie auf dem Lager sich der Seelenkranke,
Wirft sich der Strauch im Winde hin und her.

Vom Himmel tönt ein schwermutmattes Grollen,
Die dunkle Wimper blitzet manches Mal —
So blinzen Augen, wenn sie weinen wollen —
Und aus der Wimper zuckt ein schwacher Strahl.

Nun streichen aus dem Moore kühle Schauer
Und leise Nebel übers Haideland;
Der Himmel ließ, nachsinnend seiner Trauer,
Die Sonne lässig fallen aus der Hand.

Nur schon die beiden letzten Zeilen mit ihrer feinen Seelenzeichnung und Natursymbolik würden Lenau zum reichsunmittelbaren Fürsten der melancholischen Lyrik krönen.

Lenau spricht einmal von der „Einsamkeit, dem Schatten Gottes“. Er selbst war der klingende Baum, der in diesem Schatten wuchs. Der Blitz hatte eingeschlagen. Sein gedankenvolles und freiheitkühnes Haupt senkte sich immer tiefer zu Boden. Das Unglück und die Liebe gaben sich an der blitzgeweihten Stätte, dem „Enelysion“, wie es die ehrfürchtigen Griechen nannten, ihr zartes Stelldichein. Dann klang der Baum unsäglich traurig, und mit

NIKOLAUS LENAU.



ihm tönte, von Schmerz durchbebt, der dunkelsausende Föhrenwald.

Aber der arme Niembsch von Strehlenau, leis wehklagend wie Säuseln des Schilfes, konnte auch mit Feuerzungen dichten, wenn ihn der Gedanke der Emanzipation der Menschheit aus den Fesseln politischen und kirchlichen Wahnes erfüllte — dann richtete er in kühner Leidenschaft das Haupt empor und schleuderte den von diesem Wahne profitierenden Dunkelmännern der „Heiligen Allianz" glühende Worte der Empörung ins Gesicht:

DIE SCHLIMME JAGD.

Das edle Wild der Freiheit scharf zu hetzen,
Durchstöbert eine finst're Jägerbande
Mit Blutgewehren, stillen Meuchelnetzen
Der Völker Heiligtum im deutschen Lande.

Das Wild mag über Ström' und Klüfte setzen,
Und klettern mag's am steilen Klippenrande,
Der Waidruf schallt durch Felsen, Ström' und Klüfte,
Empört verschleudern ihn die deutschen Lüfte.

Lenau, dessen individuelles Seelenleben sich als Wechsel lebensgläubiger Momente mit immer zunehmender Verstimmung und schließlicher Umnachtung abspielte, sah auch um sich im Völkerleben die Nebel der Nacht noch den Sonnenaufgang trübe verhängen; Dämmerung umhüllte den Propheten der Freiheit. Auch hier resignierende Klage als Schluß:

„Woher der düstre Unmut unsrer Zeit,
Der Groll, die Eile, die Zerissenheit? —
Das Sterben in der Dämmerung ist schuld
An dieser freudenarmen Ungeduld.
Herb ist's, das langersehnte Licht nicht schauen,
Zu Grabe gehn in seinem Morgengrauen.
Und müssen wir vor Tag zu Asche sinken,

Mit heißen Wünschen, unvergoltnen Qualen,
So wird doch in der Freiheit goldnen Strahlen
Erinnerung an uns als Träne blinken.",

Ein späterer Dichter, der edle Berner Byronide Dranmor, (Ferdinand von Schmid) verwob diese Verse Lenaus bezeichnenderweise in sein großartiges Schmerzgedicht: Requiem. Sie waren ihm aus der Seele geschrieben. So grüßen sich verwandte Geister über Zeiten hinweg.

Lenau war auch als Freiheitsdichter ursprünglicher und tiefer als die eigentlichen Herolde des sogenannten Völkermärzes, Freiligrath und besonders Herwegh. Wie der kühne und von der Zensur konfiszierte Lenau übrigens das Verhältnis der unantastbaren dichterischen Freiheit zu jedwedem poetischen Programmzwang auffaßte, davon zeugt sein auch heute noch vollgültiges, abwehrendes Gedicht, das sich ganz anzuführen lohnt:

DIE POESIE UND IHRE STÖRER.

Im tiefen Walde ging die Poesie
Die Pfade heil'ger Abgeschiedenheit,
Da bricht ein lauter Schwarm herein und schreit
Der Selbstversunknen zu: „Was suchst du hie?
Laß doch die Blumen blühn, die Bäume rauschen
Und schwärme nicht unpraktisch weiche Klage,
Denn mannhaft — wehrhaft sind nunmehr die Tage,
Du wirst dem Wald kein wirksam Lied entlauschen.
Komm, komm mit uns, verding uns deine Kräfte;
Wir wollen reich dir jeden Schritt bezahlen
Mit blankgemünztem Lobe in Journalen,
Heb dich zum weltbeglückenden Geschäfte!
Laß nicht dein Herz in Einsamkeit verdumpfen,
Erwach aus Träumen, werde sozial,
Weih dich dem Tatendrange zum Gemahl,
Zur alten Jungfer wirst du sonst verschrumpfen!"
Die Poesie dem Schwarm antwortend spricht:
„Laßt mich! verdächtig ist mir euer Streben.
Befreien wollt ihr das gejochte Leben

Und gönnt sogar der Kunst die Freiheit nicht?
Euch sank zu tief ins Aug die Nebelkappe,
Wenn euer Blick nicht straßenüber sieht,
Und wenn ihr heischt vom freigebornen Lied,
Daß es dienstbar nur eure Gleise tappe.
Ein Blumenantlitz hat noch nie gelogen,
Und sichrer blüht es mir ins Herz die Kunde,
Daß heilen wird der Menschheit tiefe Wunde,
Als euer wirres Antlitz, wutverzogen.
Prophetisch rauscht der Wald: Die Welt wird frei!
Er rauscht es lauter mir als eure Blätter
Mit all dem seelenlosen Wortgeschmetter,
Mit all der matten Eisenfresserei.
Wenn mir's beliebt, werd ich hier Blumen pflücken,
Wenn mir's beliebt, werd ich von Freiheit singen;
Doch nimmermehr laß ich von euch mich dingen!"
Sie spricht's und kehrt dem rohen Schwarm den Rücken.

Doch das ist natürlich unbestreitbar, daß die politische und frühsoziale Lyrik gerade durch Freiligrath, Herwegh und ein paar andere Männer wie Anastasius Grün, Karl Beck einen wenn auch nicht durchweg hoch künstlerisch, so doch vielfach kulturell bedeutsamen Zug erhielt. Die kämpfende Muse spielte damals eine große Rolle, sie ließ in streitbar herausfordernder Haltung so wirkungsvoll die Lanze in der Sonne blitzen und schlug so klingend an den ehernen Freiheitsschild, daß aller Augen und Ohren an ihr hingen und sich fast nach jenen tieferen Dichtern umzusehen und umzuhören vergaßen, die fern der Schlachtreihe im Schatten uralter Haine und im stillen Gehege friedlicher Dörfer unbekümmert ihren zeitlosen Weisen nachhingen. Doch auch Herwegh und Freiligrath waren wesentlich im Vordergrund, in der Arena Kampf- und Zeitdichter. Da hatte der kecke Schwabe seinen wuchtigen Kehrreim geschmettert:

„Wir haben lang genug geliebt
Und wollen endlich hassen",

da hatte der einst farbenprunkende Wüstenritt-Dichter und exotische Westfale im furor teutonicus sein drohendes Revolutionslied geblasen — als dann die Tage des Kampfes vorbei waren und die großen Enttäuschungen kamen für die ungeduldigen Rufer im Streite, die schwere, drückende Wartezeit für alle ungestüm vorwärts drängenden Patrioten, da entrang sich auch diesen mutig vorschauenden Fanfarenbläsern der Freiheit manch stiller, inniger Ton. So Herwegh das resigniert nachdenksame Sonett:

TIEF, TIEF IM MEERE . . .

Tief, tief im Meere sprach einst eine Welle:
Wie glücklich müssen meine Schwestern leben,
Die droben strahlend auf und nieder schweben;
O, dürft' ich einmal an des Tages Helle!

Wie sie gebeten, so geschah ihr schnelle,
Sie durfte aus dem dunkeln Schoß sich heben;
Doch kaum war ihr Ein Sonnenstrahl gegeben,
Lag sie schon sterbend an des Ufers Schwelle.

O, mögen alle doch ihr Schicksal loben,
Die still geheim des Lebens Kreis beschreiben
Und nie die Wut der offnen See erproben.

O, mögen sie in tiefer Nacht verbleiben,
Und ihrer keiner streben je nach oben,
Um mit den Winden auf den Sand zu treiben.

Derlei elegische Untertöne der Seele überhörte man wohl vor den lauteren Trompetenklängen. — Auch bei Ferdinand Freiligrath kam in Gedichten, wie „Die Tanne“ ein schlicht realistischer Naturton zum Vorschein, der, fast vom geistigen Gegenpol aus, durch seine Hinwendung zum Einfach-Poetischen eine Brücke zu des Dichters großer Landsmännin Annette Droste-Hülshoff schlägt. Zur unmittelbaren Vergegenwärtigung — was hat alles literarische Räsonnement sonst für einen Sinn? — finde hier das Freiligrathsche Gedicht Platz:

F. Freiligrath



DIE TANNE.

Auf des Berges höchster Spitze
Steht die Tanne, schlank und grün,
Durch der Felswand tiefste Ritze
Läßt sie ihre Wurzeln ziehn.

Nach den höchsten Wolkenbällen
Läßt sie ihre Wipfel schweifen,
Als ob sie die vogelschnellen
Mit den Armen wollte greifen.

Ja, der Wolken vielgestaltge
Streifen, flatternd und zerrissen,
Sind der Edeltann' gewaltge,
Regenschwangre Nadelkissen.

Tief in ihren Wurzelknollen,
In den faserigen braunen,
Winzig klein und reich an tollen
Launen, wohnen die Alraunen.

Die des Berges Grund befahren
Ohne Eimer, ohne Leitern,
Und in seinen wunderbaren
Schachten die Metalle läutern.

Wirr läßt sie hinunterhangen
Ihre Wurzeln ins Gewölbe;
Diamanten sieht sie prangen
Und des Goldes Glut, die gelbe.

Aber oben mit den dunkeln
Ästen sieht sie schönres Leben;
Sieht durch Laub die Sonne funkeln
Und belauscht des Geistes Weben,

Der in diesen stillen Bergen
Regiment und Ordnung hält
Und mit seinen klugen Zwergen
Alles leitet und bestellt;

Oft zur Zeit der Sonnenwenden
Nächtlich ihr vorübersaust,
Eine Wildschur um die Lenden,
Eine Kiefer in der Faust.

Sie vernimmt mit leisen Ohren,
Wie die Vögel sich besprechen;
Keine Silbe geht verloren
Des Gemurmels in den Bächen.

Offen liegt vor ihr der stille
Haushalt da der wilden Tiere.
Welcher Friede, welche Fülle
In dem schattigen Reviere!

Menschen fern; — nur Rotwildstapfen
Auf dem moosbewachsnen Boden. —
O, wohl magst du deine Zapfen
Freudig schütteln in die Loden!

O, wohl magst du gelben Harzes
Duft'ge Tropfen niedersprengen
Und dein straffes, grünlichschwarzes
Haar mit Morgentau behängen!

O, wohl magst du lieblich wehen!
O, wohl magst du trotzig rauschen!
Einsam auf des Berges Höhen
Stark und immergrün zu stehen —
Tanne, könnt ich mit dir tauschen!

Zu einer außerordentlich gelungenen Durchdringung heimatlicher Landschafts- und Naturrealistik, die einen noch stärkeren Vorgeschmack auf Annette Droste gibt, mit kühner Bildschau eines gewaltigen westeuropäischen Freiheitringens gegen barbarisches Kosakentum, erhebt sich Freiligrath in dem jedenfalls großzügigen Gedicht: Am Birkenbaum, das in der Tat allein genügt hätte, seinen Schöpfer zu einem markigen dichterischen Charakter-

kopf zu stempeln. Leider kann ich hier nur wenige, für die Stimmungskraft besonders bezeichnende Strophen des längeren Gedichtes herausheben, ich bitte jedoch das Ganze im Zusammenhange bei Freiligrath wieder einmal nachzulesen.

Der junge Jäger und Dichter sieht vom Waldrand in die Ebene hinaus, nach der fernen „grauen Stadt“ hinüber, der er entronnen ist.

„Da liegt sie — herbstlicher Duft ihr Kleid —
In der Abendsonne Brand!
Und hinter ihr, endlos, meilenweit,
Das leuchtende Münsterland!
Ein Blitz, wie Silber — das ist die Lippe!
Links hier des Hellwegs goldene Au!
Und dort zur Rechten, überm Gestrüppe,
Das ist meines Osnings dämmerndes Blau!

Eine Fläche das! so denk ich mir, war
Die Flur, die Mazeppa durchsprengt!
Oder jene, drauf der russische Zar
Den schwedischen Karl gedrängt!
Zwar — milder und üppiger ist die Börde,
Doch wir haben auch Haidegrund und Moor
Und wilden Busch auf der roten Erde —
Ob auch hier schon wer eine Schlacht verlor?“

— So denkt er und hat es wohl laut gesagt;
Da tritt ein Mann auf ihn zu:
Ein Bauer — und wenn ihr mehr noch fragt:
Der Hüter einer Kuh.
Die langen Glieder umhüllt ein schlichter
Leinrock, das bläuliche Auge sticht,
Die Lippe zuckt — so tritt er zum Dichter,
So lächelt er seltsamlich und spricht:

Guten Abend, Herr, ob man Schlachten schlug
In der Ebene dort — fürwahr,
Ich hab's nicht erfahren! Lest nach im Buch!

Mich kümmert wenig, was war.
Ich schaue nur aus nach den künftigen Tagen —
So spricht vom Haarstrang der alte Hirt:
Eine Schlacht wohl sah ich dort unten schlagen,
Doch eine, die man erst schlagen wird.

Ich habe sie dreimal mit angesehn!
O, öd ist die Haar bei Nacht!
Ich aber muß auf vom Bette stehn —
Dann hat es mich hergebracht.
Just, Herr, wo ihr steht, — just hier auf dem Felsen,
Da hat es mich Sträubenden hingestellt!
Und hätt ich gewandt mich mit hundert Hälsen,
Doch hätt ich hinabschaun müssen ins Feld!

Und ich sah hinab und ich sah genau —
Da schwammen die Äcker in Blut,
Da hing's an den Ähren wie roter Tau,
Und der Himmel war eine Glut!
Um die Höfe sah ich die Flamme wehen,
Und die Dörfer brannten wie dürres Gras;
Es war als hätt ich die Welt gesehen
Durch Höhrauch oder durch farbig Glas.
Und zwei Heere, zahllos wie Blätter im Busch,
Hieben wild aufeinander ein . . . ."

Wenn ich auch eigentlich vorhatte, nur von der deutschen Lyrik seit Heine zu Ihnen zu sprechen, ein goldener Vorsatz, dem ich schon längst durch ein ziemlich unchronologisches Rückgreifen untreu geworden bin, was mir als geborenem Freischärler die Regulären der deutschen Literaturgeschichte allergnädigst verzeihen mögen, so bringe ich es doch nicht übers Herz, auf eine so wundervolle und mit dem späteren Wachstum der deutschen Lyrik fortwirkend verknüpfte Erscheinung wie Annette Droste-Hülshoff nicht wenigstens mit einigen Worten einzugehen. Es kommt uns ja hier von Anfang bis zu



Nach einer Daguerrotypie aus dem Jahre 1844
ANNETTE VON DROSTE HÜLSHOFF.

Ende mehr auf die große Linie in der lyrischen Kunst Deutschlands und nicht auf Betonung von Todesjahr- und Datum an. Das stille, zurückgezogene westfälische Freifräulein, das — in ihrem ganzen Auftreten himmelweit verschieden von so manchen allerneusten lyrischen Modedamen — mit 40 Jahren nur widerwillig von der Mutter die Erlaubnis erhielt, anonym ein Bändchen Gedichte erscheinen zu lassen, ist eine gar hoheitsvolle Kronenträgerin im Reiche der deutschen Dichtung. Ihre sehr seltenen, für die deutsche Lyrik in gewisser Hinsicht geradezu vorbildlichen Qualitäten ließen sie lange einsam thronen, von wenigen nur in ihrem tiefen Werte erkannt, und zu ausgebreiteter Würdigung scheint sie, in Übereinstimmung mit ihrer eigenen Prophezeihung, erst ganz allmählich, mehr als 50 Jahre nach ihrem Tode, sich durchgerungen zu haben.

Woher kommt das? Weil ihre Schätze sich nur dem erschliessen, der selbst mit der Natur auf innerlichst vertrautem Fuße lebt, und der ein Werk der Kunst nach der Echtheit und Energie des darin aufgespeicherten und ebenbürtig ausgedrückten Lebens bemißt. Annette Droste ist eine Künstlerin von wahrhafter Feinheit des Wesens, jeder Vers zeigt die besondere, unverwischliche Farbe ihrer im Grunde treuer Natur-, Menschen- und Gottesliebe wurzelnden, leidenschaftlichen, aber völlig unsentimentalen Persönlichkeit. Eine germanische Vestalin am Hirtenfeuer der heimischen „roten Erde“, hütete sie die Heiligtümer eines Herzens ohne Falsch und flocht liebevoll die dichten, hie und da krausen Sträuße ihrer eigensten, ebenso zarten wie markigen Kunst. Ihres Liedes Lippe blieb unentweiht von der Phrase, ihre Sprache ist der gedrängte Ausdruck sorgfältiger Naturbetrachtung, traumhaften, höchst sensibeln Klarsehens und einer in ihr wieder lebendig gewordenen Frömmigkeit.

Die Schilderung des erwachenden Morgens auf der Haide in dem Gedicht „Die Lerche“ möge unmittelbar von der an Shakespeare oder Burns gemahnenden Naturvertrautheit, dem charakteristischen Humor der genialen Frau zeugen,

die in den feinen Maschen ihres großen lyrischen Fangnetzes die seltensten poetischen Falter Deutschlands fing und in den Feinheiten dieser Kunst noch jeden Augenblick den besten lebenden Dichtern mütterliche Fingerzeige geben könnte.

DIE LERCHE.

Hörst du der Nacht gespornten Wächter nicht?
Sein Schrei verzittert mit dem Dämmerlicht,
Und schlummertrunken hebt aus Purpurdecken
Ihr Haupt die Sonne; in das Ätherbecken
Taucht sie die Stirn, man sieht es nicht genau,
Ob Licht sie zünde, oder trink' im Blau.
Glührote Pfeile zucken auf und nieder
Und wecken Taues Blitze, wenn im Flug
Sie streifen durch der Haide braunen Zug.
Da schüttelt auch die Lerche ihr Gefieder,
Des Tages Herold seine Liverei;
Ihr Köpfchen streckt sie aus dem Ginster scheu,
Blinzt nun mit diesem, nun mit jenem Aug;
Dann leise schwankt, es spaltet sich der Strauch,
Und wirbelnd des Mandates erste Note,
Schießt in das feuchte Blau des Tages Bote.

„Auf! auf! Die junge Fürstin ist erwacht!
„Schlaftrunkne Kämmrer, habt des Amtes acht;
„Du mit dem Saphirbecken, Genziane,
„Zwergweide du mit deiner Seidenfahne,
„Das Amt, das Amt, ihr Blumen allzumal,
„Die Fürstin wacht, bald tritt sie in den Saal!"

Da regen tausend Wimpern sich zugleich,
Masliebchen hält das klare Auge offen,
Die Wasserlilie sieht ein wenig bleich,
Erschrocken, daß im Bade sie betroffen;
Wie steht der Zitterhalm verschämt und zage!
Die kleine Weide pudert sich geschwind
Und reicht dem West ihr Seidentüchlein lind,

Daß zu der Hoheit Händen er es trage.
Ehrfürchtig beut den tauigen Pokal
Das Genzian, und nieder langt der Strahl;
Prinz von Geblüte, hat die erste Stätte
Er, immer dienend an der Fürstin Bette.

Der Purpur lischt gemach im Rosenlicht,
Am Horizont ein zuckend Leuchten bricht
Des Vorhangs Falten, und aufs neue singt
Die Lerche, daß es durch den Äther klingt:

„Die Fürstin kommt, die Fürstin steht am Tor!
„Frischauf, ihr Musikanten in den Hallen,
„Laßt euer zartes Saitenspiel erschallen,
„Und, florbeflügelt Volk, heb an den Chor,
„Die Fürstin kommt, die Fürstin steht am Tor!"

Da krimmelt, wimmelt es im Haidgezweige,
Die Grille dreht geschwind das Beinchen um,
Streicht an des Taues Kolophonium
Und spielt so schäferlich die Liebesgeige.
Ein tüchtiger Hornist, der Käfer, schnurrt;
Die Mücke schleift behend die Silberschwingen,
Daß heller der Triangel möge klingen;
Diskant und auch Tenor die Fliege surrt;
Und, immer mehrend ihren werten Gurt,
Die reiche Katze um des Leibes Mitten,
Ist als Bassist die Biene eingeschritten:
Schwerfällig hockend in der Blüte, rummeln
Das Kontraviolon die trägen Hummeln.
So tausendarmig ward noch nie gebaut
Des Münsters Halle, wie im Haidekraut
Gewölbe an Gewölben sich erschließen,
Gleich Labyrinthen ineinander schießen;
So tausendstimmig stieg noch nie ein Chor,
Wie's musiziert aus grünem Haid hervor.

Jetzt sitzt die Königin auf ihrem Throne,
Die Silberwolke Teppich ihrem Fuß,

Am Haupte flammt und quillt die Strahlenkrone,
Und lauter, lauter schallt des Herolds Gruß:

„Bergleute, auf, herauf aus eurem Schacht,
„Bringt eure Schätze, und du, Fabrikant,
„Breit vor der Fürstin des Gewandes Pracht,
„Kaufherrn, enthüllt den Saphir, den Demant!“

Schau, wie es wimmelt aus der Erde Schoß,
Wie sich die schwarzen Knappen drängen, streifen
Und mühsam stemmend aus den Stollen schleifen
Gewalt'ge Stufen, wie der Träger groß;
Ameisenvolk, du machst es dir zu schwer!
Dein roh Gestein lockt keiner Fürstin Gnaden.
Doch sieh die Spinne, rutschend hin und her,
Schon zieht sie des Gewebes letzten Faden,
Wie Perlen klar, ein duftig Elfenkleid;
Viel edle Funken sind darin entglommen;
Da kommt der Wind und häkelt es vom Haid,
Es steigt, es flattert, und es ist verschwommen. —

Die Wolke dehnte sich, scharf strich der Hauch,
Die Lerche schwieg und sank zum Ginsterstrauch.

Steigerung ist die Lebensform der Kunst“, sagt Hebbel einmal treffend in seinen Tagebüchern, dieser bis unters Dach gefüllten Kornkammer psychologischer und ästhetischer Gedankenfrucht; gerade bei Annette Droste-Hülshoff kann man spüren, daß Kunst ‚gesteigerte Natur‘ bedeutet. Der so kompliziert veranlagte Dithmarsische Dichtergrübler Friedrich Hebbel, dem wir übrigens grade die merkwürdigsten, tiefsinnigsten Aufzeichnungen zur Psychologie der Lyrik verdanken, ist von der durchaus naiv und unmittelbar wirkenden Westfälin natürlich auch in seinen Gedichten himmelweit verschieden. Aber ein großer Lyriker von schöpferischer Originalität war auch er, und auch als solcher, nicht nur durch seine geistige Gesamtpersönlichkeit, so manchem gefeierten Lyriker seiner


DIE

Tage weit überlegen. Freilich kein Uhland war Hebbel, so unendlich er gerade diesen Dichter — die Gegensätze ziehen sich an — liebte und verehrte, dazu war seine Seele eben nicht einfach genug, aber es ist eine alte, bei uns Deutschen weitverbreitete Grundtorheit, einen echten Dichter am andern messen, die knorrigwurzelnde und doch zart wellenspielende Uferweide etwa mit dem blühenden Apfelbaum vergleichen zu wollen. Der vollends hat den Vogel nicht abgeschossen, der je Hebbels Lyrik mit dem bloßen Ausdruck Reflexionslyrik gänzlich abtun zu können vermeinte, vielleicht weil sie gerade keine Gedankenlosigkeitslyrik ist, die ja oft bei jungen und alten Backfischen im höchsten Kurse steht. Hebbels Gedichte verläugnen natürlich die hohe Denkerdichterstirn ihres Schöpfers nicht, die Weite des geistigen Horizontes verrät sich im kürzesten Epigramm, deren Hebbel ganz bedeutende gedichtet hat, aber durch die Tiefe der seelischen Perspektive, durch die Blutwärme des Herzens wie durch die Bildkraft seiner Kunst erhebt er sich wie nur einer zum echten Lyriker, der auch gerade als solcher im Bewußtsein des deutschen Volkes weit minderwertige lyrische Geschmackslieblinge allmählich in den Hintergrund drängen sollte. Sogar für einige Liebeslieder Hebbels gebe ich ganze Bände hundertfach aufgelegter begabter Epigonenlyrik mit Freuden dahin; da ist doch zarte künstlerische Keuschheit des vielsagenden, gefühlskräftigen Wortbildes. Die Neigung zum Grausig-Unheimlichen bricht mehr in einigen Balladen durch, sie ist verknüpft mit dem nordischschweren Zuge zur Sphäre des Todesrätsels. Hebbels Lyrik ist wie seine ganze Persönlichkeit im geheimnisvollen Meeresabgrunde der tiefsten Lebensprobleme verankert.

LEBEN.

Seele, die du unergründlich
Tief versenkt, dich ätherwärts
Schwingen möchtest, und allstündlich
Dich gehemmt wähnst durch den Schmerz —

An den Taucher, an den stillen,
Denke, der in finstrer See
Fischt nach eines Höhern Willen:
Nur vom Athmen kommt sein Weh.
Ist die Perle erst gefunden
In der öden Wellengruft,
Wird er schnell emporgewunden,
Daß ihn heilen Licht und Luft;
Was sich lange ihm verhehlte,
Wird ihm dann auf einmal klar:
Daß, was ihn im Abgrund quälte,
Eben nur sein Leben war.

Wie Hebbels Lyrik das leiseste Vibrieren des seelischen Atemzuges meisterlich im Wort wiederzittern lässt, wie er das Landschaftsbild zum gewaltigen Symbol verdichtet, das spüren Sie sicher mit unauslöschlichem Eindruck, wenn ich Ihnen die beiden Gedichte „Sommerbild“ und „Winterlandschaft“ hier gegenüberstelle.

SOMMERBILD.

Ich sah des Sommers letzte Rose stehn,
Sie war, als ob sie bluten könne, rot;
Da sprach ich schauernd im Vorübergehn:
So weit im Leben ist zu nah am Tod!

Es regte sich kein Hauch am heißen Tag,
Nur leise strich ein weisser Schmetterling;
Doch, ob auch kaum die Luft sein Flügelschlag
Bewegte, sie empfand es und verging.

WINTERLANDSCHAFT.

Unendlich dehnt sie sich, die weisse Fläche,
Bis auf den letzten Hauch von Leben leer:
Die muntern Pulse stockten längst, die Bäche,
Es regt sich selbst der kalte Wind nicht mehr.

Der Rabe dort, im Berg von Schnee und Eise,
Erstarrt und hungrig, gräbt sich tief hinab,
Und gräbt er nicht heraus den Bissen Speise,
So gräbt er, glaub ich, sich hinein ins Grab.

Die Sonne, einmal noch durch Wolken blitzend,
Wirft einen letzten Blick aufs öde Land,
Doch, gähnend auf dem Thron des Lebens sitzend,
Trotzt ihr der Tod im weissen Festgewand.

Zu jenen Dichtern, die wie Annette Droste und Hebbel unabhängig von den geräuschvollen nationalen und politischen Zeitströmungen ihre Werke schufen und deshalb im Laufe des Jahrhunderts eine um so nachhaltigere, tiefer wirkende Bedeutung gewannen, gehört auch vor allem der feinbeschauliche Schwabe Eduard Mörike, dessen langes Leben äußerlich so bescheiden zwischen Ludwigsburg und Stuttgart dahinfloß. Der sah sich lieber recht sorgfältig liebevoll in der Pfarrstube den alten, auf dem Ofen noch zu warmen Altersehren gelangten Turmhahn zu Cleversulzbach im Unterland an und führte mit ihm ein behaglich trautes Zwiegespräch über das ganze Wochendasein im Heimatdörfle, als daß er sonderlich auf das gegenseitige Ankrähen der alleweil den Hals ziemlich aufreißenden Streithähne gehorcht oder gar versucht hätte, es ihnen nachzugackern. Ein Mörike ging anderem nach — der konnte ruhig auf leise Grundstimmen des Lebens, wie es immer war und immer sein wird, lauschen und in vollkommener Harmonie mit der umgebenden Natur sein herzinniges, gemütstiefes Weltgefühl in glockenrein abgestimmten Lauten dem Liede anvertrauen. Mörikes Seele war ein bedeutendes Idyll mit tieferen Durchblicken, die auch das sogenannte Kleinleben zu erhöhtem Dasein steigern. Seine erquickliche Lyrik gemahnt wohl an einen süddeutschen Pfarrgarten im Frühlingstau. Goldregen und Akazien duften und blühen; anmutig und frisch durchschreitet ihn ein junges, liebereifes Mädchen, bald ahnungs-

voll vor sich hinsinnend, bald schelmisch lächelnd ob keck geträumten Küssen — leise zieht ein verliebtes Lüftchen durch die Lauben, und am blauen Veilchenhimmel schwimmen auf schneeweißen Wölklein die singenden Engelsbübchen der Ewigkeit vorüber . . .

Der dichterische Wein, mit dem der prächtige Herr Pfarrer Mörike seinen dankbaren Gästen, am liebsten ganz bei Gelegenheit, ohne großes Getue, aufwartet, ist durchaus bestes Eigengewächs, nicht mit Phrasenwasser gepantscht, und hat eine lieblich-kräftige, allen guten Weltkindern wohlgefällige Blume. Seine Naivetät ist nie täppisch, wie sie ja im Handumdrehn bei Dichtern einer hochgebildeten poetischen Kultur werden kann, sobald sie nur im geringsten gewollt auftritt, sondern sie ist von zarter Grazie und entzückender Ungezwungenheit des Wesens. Darum ist Mörike auch ein wirklicher Märchenpoet. Die Ausführung seiner künstlerischen Arbeit ist bis ins Kleinste von wesenstreuer Gediegenheit — kein sogenannter Mantel der Form, sondern innere Form, organischer rhythmischer Ausdruck des erlebten Eindrucks. Seine Weltanschauung ist im tiefsten Grunde eine versöhnte, trotz Angst und Schrecken der Dinge im Ewigen ruhend wie das spielende Jesuskind — eine Lieblingsvorstellung des Dichters — im Schoß der Mutter. Unbedingte Harmlosigkeit einer welt- und gottvertrauenden Sonnennatur... Mörike ist ein langsamer Feinschmecker des lyrischen Empfindungsausdrucks — die sprachliche Form klassisch-deutsch mit schwäbischem und antikeliebendem Einschlag — und in seinen besondern Eigentümlichkeiten auch Kost für Feinschmecker.

VERSUCHUNG.

Wenn sie in silberner Schale mit Wein uns würzet die Erdbeern,
Dicht mit Zucker noch erst streuet die Kinder des Walds:
O wie schmacht ich hinauf zu den duftigern Lippen, wie dürstet
Nach des gebogenen Arms schimmernder Weiße mein Mund!

E. Mörike



Ist das nicht lyrische Sinnlichkeit von allerholdester Anmut? — Wer sich von der unendlich zarten Abtönung und Abschattung des Ausdrucks bei Mörike und zugleich von der schier pflanzlichen Zusammenziehung, Sammlung und Andachtsruhe seiner lyrischen Seele einen Begriff machen will, atme nur einmal das Gedicht: „Die schöne Buche" in sich ein.

DIE SCHÖNE BUCHE.

Ganz verborgen im Wald kenn ich ein Plätzchen, da stehet
Eine Buche, man sieht schöner im Bilde sie nicht.
Rein und glatt, in gediegenem Wuchs erhebt sie sich einzeln,
Keiner der Nachbarn rührt ihr an den seidenen Schmuck.
Rings, soweit sein Gezweig der stattliche Baum ausbreitet,
Grünet der Rasen, das Aug still zu erquicken, umher;
Gleich nach allen Seiten umzirkt er den Stamm in der Mitte;
Kunstlos schuf die Natur selber dies liebliche Rund.
Zartes Gebüsch umkränzet es erst; hochstämmige Bäume,
Folgend in dichtem Gedräng, wehren dem himmlischen Blau.
Neben der dunkleren Fülle des Eichbaums wieget die Birke
Ihr jungfräuliches Haupt schüchtern im goldenen Licht.
Nur wo, verdeckt vom Felsen, der Fußsteig jäh sich hinabschlingt,
Lässet die Hellung mich ahnen das offene Feld.
— Als ich unlängst einsam, von neuen Gestalten des Sommers
Ab dem Pfade gelockt, dort im Gebüsch mich verlor,
Führt ein freundlicher Geist, des Hains auflauschende Gottheit,
Hier mich zum erstenmal, plötzlich, den Staunenden, ein.
Welch Entzücken! Es war um die hohe Stunde des Mittags,
Lautlos alles, es schwieg selber der Vogel im Laub.
Und ich zauderte noch, auf den zierlichen Teppich zu treten;
Festlich empfing er den Fuß, leise beschritt ich ihn nur.
Jetzo, gelehnt an den Stamm (er trägt sein breites Gewölbe
Nicht zu hoch), ließ ich rundum die Augen ergehn,
Wo den beschatteten Kreis die feurig strahlende Sonne,

Fast gleich messend umher, säumte mit blendendem Rand.
Aber ich stand und rührte mich nicht; dämonischer Stille
Unergründlicher Ruh lauschte mein innerer Sinn.
Eingeschlossen mit dir in diesem sonnigen Zauber-
Gürtel, o Einsamkeit, fühlt ich und dachte nur dich!

An einem schönen „Kunstgebilde der echten Art" hat Mörike einmal sein lyrisches Gedicht mit den ihm zugehörigen Eigenschaften unbewußt-symbolisch selbst auf's trefflichste wiedergespiegelt, in dem Gedicht:

AUF EINE LAMPE.

Noch unverrückt, o schöne Lampe, schmückest du,
An leichten Ketten zierlich aufgehangen hier,
Die Decke des nun fast vergessnen Lustgemachs.
Auf deiner weißen Marmorschale, deren Rand
Der Efeukranz von goldengrünem Erz umflicht,
Schlingt fröhlich eine Kinderschar den Ringelreihn.
Wie reizend alles! lachend, und ein sanfter Geist
Des Ernstes doch ergossen um die ganze Form —
Ein Kunstgebild der echten Art. Wer achtet sein?
Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst.

Der lautern Schönheit von Mörikes Lyrik kann ich im Nachgenuß stets nur mit inniger Freude gedenken — eben darum wahrscheinlich, weil sie so ganz „selig scheint in sich selbst."

Als kräftiger Mensch besaß Mörike auch eine ganze Portion satirischer Laune und ironischen Humors; man erinnert sich dabei wohl gleich an das entzückende, von Hugo Wolf kongenial komponierte „Abschiedsgedicht", in dem der Dichter einen splitterrichtenden Rezensenten so ungemein liebenswürdig zum Hause hinauskomplimentiert:

„Wie wir nun an der Treppe sind,
Da geb ich ihm, ganz froh gesinnt,
Einen kleinen Tritt,
Nur so von hinten, aufs Gesäße, mit —

Alle Hagel, ward das ein Gerumpel!
Ein Gepurzel, ein Gehumpel!
Dergleichen hab ich nie gesehn,
All mein Lebtage nicht gesehn,
Einen Menschen so rasch die Trepp hinabgehn."

Und wie ein Mörike über allerhand Lavendellyrik und Versezuckerkand dachte, steht in der

RESTAURATION

nach Durchlesung eines Manuskripts mit Gedichten geschrieben:

Das süße Zeug ohne Saft und Kraft!
Es hat mir all mein Gedärm erschlafft.
Es roch, ich will des Henkers sein,
Wie lauter welke Rosen und Kamilleblümlein,
Mir ward ganz übel, mauserig, dumm,
Ich sah mich schnell nach was Tüchtigem um,
Lief in den Garten hinterm Haus,
Zog einen herzhaften Rettig aus,
Fraß ihn auch auf bis auf den Schwanz,
Da war ich wieder frisch und genesen ganz.

Um von besagtem Rettigschwanz wieder auf „feineres" lyrisches Gemüse zurückzukommen, — nicht mit solchem ursprünglichen Behagen wie Mörike und nicht so völlig warmwerdend — was kann das arme Herz dafür? — besuchen wir jetzt in der Erinnerung einen Augenblick die Münchener Tafelrunde der wohlerzogenen Ritter vom schönen Wohllaut. Wir machen unsere gewiß nicht geringschätzige Verneigung vor jenen mit vielseitiger Formvirtuosität und höchst geschultem Geschmack ausgestatteten Dichtern, die, in allen Sätteln Uhlands, Eichendorffs, Heines usw. gerecht, die Lyra mit großer Fertigkeit handhaben und den Faltenwurf des Verses sehr hübsch und wirksam zu arrangieren wissen; die auch nicht ohne eige-

nes Gefühl, nicht ohne getragene Begeisterung für die Würde des Dichtertums und für nationale Vordergrundsideale den Ton zu treffen verstehen, der schnell seine Resonanz in breiten Schichten des Publikums findet; die aber auch unleugbar durch eine schon ziemlich ausgedehnte Beimischung halb erotischer Empfindelei und konventionellen Gefühlsels den Sinn für echte ganze Leidenschaft und Naturwahrheit in der Dichtung bedenklich einzubüßen beginnen.

Deutschland durchlebte während einer Epoche politischer Verdrossenheit und resignierter Teilnahmslosigkeit wenigstens weiterer Kreise am öffentlichen Leben damals eine nicht künstlerisch-schöpferische, aber ästhetisierend-nachschafferisch angehauchte Phase.

Manches schöne Gedicht von tadelloser Geschmacksreinheit und feinsinniger Kultur grüßt uns aus jener Zeit, und wenn speziell die Münchener Gruppe und was drum und dran hängt, der eigentlichen urwüchsigen Naturen ermangelt, so weist sie doch immerhin bei viel Gemeinsamkeit des Typus eine Reihe von Lyrikern auf, die auch einzeln für sich eine gewisse Physiognomie verraten.

Zwar überall der gleiche Fluch, für den sie ja nichts konnten, da sie nicht stark genug waren, ihn zu überwinden. Wenn der schwanensaubere, lilienweiche Emanuel Geibel zu Wald und Quelle wollte, stand überall deutscher Dichterwald — und nach seinem Rauschen stimmte sich sein Lied.

Was frommte es da, wenigstens im Sinne dichterischer Werte, daß man mit seinem Pfund wucherte, wenn dieses Pfund nun mal die Wage echter Natur und starker Kunst nicht vertrug? Und das war denn doch in erschreckendem Maße bei Geibel und denen, die ihm glichen, der Fall. Wo war da Leidenschaft und Sprachgewalt, eigenster Rhythmus und neue Bildkraft zu finden? Alles schon längst abgekocht, nur jetzt in tausendfach verdünntem Aufguß dem für solche Surrogate stets dankbaren deutschen Publikum wieder serviert. Was der Schwan von Lübeck in einem seiner besten Gedichte, dem „Bildhauer des Hadrian“,

diesen schmerzerfüllt ausrufen läßt als Fluch des Eklektikers und Epigonen, das traf mutatis mutandis in vollem Maße auf ihn und andere poetische Lieblinge jener Epoche zu:

„Wohl bändgen wir den Stein und küren,
Bewußt berechnend, jede Zier,
Doch wie wir glatt den Meißel führen,
Nur vom Vergangnen zehren wir.
O trostlos kluges Auserlesen!
Dabei kein Blitz die Brust durchzückt!
Was schön wird, ist schon dagewesen,
Und nachgeahmt ist, was uns glückt."

Sehr richtig heißt es auch in einem Geibelschen Distichon:

„Wär es das trefflichste gleich, kalt läßt uns, was du gelernt hast.
Gib dich selber, Poet, und du bezwingst uns das Herz."

Selbsterkenntnis schützt leider vor Ohnmacht nicht.

Es war kein Selbst zu geben, daran gehen die in angewöhnter Technik und gefälliger Empfindungssphäre fürtrefflichsten Gedichte zu grunde.

Geibel war gewiß ein von der priesterlichen Würde des Dichtertums, ein von seiner nationalen Heroldsmission erfüllter „Sänger" und hat auch wohl mit dieser allerdings bei ihm mehr romantisierend verklärten als in Wahrheit neu hervorgebrachten Skaldenauffassung einem noch sehr jugendlichen, sonst ganz anders gearteten Poetengeschlecht eine Zeitlang vorgeschwebt, aber selbst um als Charakter auf die Dauer vorbildlich einzuwirken, ließ er es denn doch zu sehr an der tieferen Wesensgewalt fehlen, die in wirklichem Kampf und Kräftespiel sich selbst menschlich steigert und allmählich zur Persönlichkeit ausprägt. Es gibt eben wohlfeile und teure Charaktere — nur die letzteren haben auch im Himmel der Kunst guten Kurs und Klang. Rein dichterisch vollends drohte durch Geibel die deutsche Lyrik sich musikalisch zwitterhaft in allgemeinen Wohllaut

und damit schließlich in allgemeines Wohlgefallen aufzulösen.

Und Paul Heyse? Der war doch gewiß mit hellen Künstleraugen und feingeistigen Dichtersinnen auf die Welt gekommen. Er, der mit dem sanguinischen Lächeln der heitern Lebensbejahung auf den schöngeschwungenen Lippen für Lust und Schmerz die leichten, flüssigen Harmonien fand. Ich habe immer die Empfindung, als hätte es gerade Paul Heyse mit seinen glücklich offnen Organen eigentlich nicht nötig gehabt, der Tragik des Epigonentums zu verfallen, als hätte er sein Dichterprofil in der Totalität schärfer und weniger angreifbar ausprägen können und müssen. Aber wenn bei einem, so wurde bei Heyse das Übergewicht formalen Reizes und mit der Muttermilch aufgesogener „Schönheits"pflege für die „Haut" und dann auch für das „Mark" des Dichters mit der Zeit verhängnisvoll. In der Kunst steht die Epidermis mit dem Blut in einer unendlich nahen und feinen Wechselwirkung. Und Heyses künstlerische Epidermis weist leider schon längst jene weichblassen Merkmale der Verschwommenheit auf, die allmählich und unaufhaltsam die anfängliche Schönheitslinie verwischen. Trotzalledem wird natürlich kein Mensch, der geschmackvolle Sicherheit der Formgebung auch bei einem geistvollen und begabten Nachfahren großer Ahnen zu schätzen weiß, verkennen, daß wir von Heyse manches Poem besitzen, das, ohne den Stempel der Notwendigkeit zu tragen, doch durch die vornehme, gebildete Eleganz seines Daseins erfreut. Heyse ist der richtige Italiano der deutschen Poesie. Die Leuchtkraft eines Böcklin, an den er übrigens eins seiner feinsinnigsten Terzinengedichte gerichtet hat, sucht man aber doch wohl vergebens.

NACH DER NATUR.

Pinsel, Griffel und Meißel, und was irgend
Macht hat, schwankende Formen festzubannen,
Euch beneidet der Kiel des armen Dichters.
Denn er bemüht sich vergebens, nachzukritzeln,

Was soeben geschaut die sel'gen Augen.
Weiß denn einer, wie reizend keck das Dirnchen
Auf dem Eselchen thronte, wenn ich melde,
Daß sie zwischen den Körben saß, das eine
Beinchen über des Tiers geduld'gen Rücken,
Frei das andere baumelnd, daß ihr rotes
Röcklein über die Wade sich hinaufzog?
Und so saß sie mit vorgeneigten Schultern,
In die Rechte geschmiegt das Kinn, am kleinen
Finger saugend, verträumt und aus der Wimpern
Schwarzer Seidengardine Blitze sprühend;
Und so ritt sie dahin, die windge Gasse.
Daß am Busen das Tuch sich löst und flatternd
Halb den kräftig gewölbten Nacken freigab,
Jenen Nacken der Mädchen von Albano,
Drüber üppig geringelt hängt die Flechte,
Wie ein Drache, den stolzen Schatz zu hüten —
Kommt und seht und verzweifelt, arme Dichter!

Die übermächtigen Vorbilder wirken allmählich immer stärker alles ausgleichend und abplattend; die Formenglätte erreicht auf Kosten der charaktergebenden Form eine unheimliche Vollendung. Selbst der entschieden viel kraftvollere, geistig und künstlerisch weit energischer gefurchte Hermann Lingg hatte an dem Leidwesen eines verwirrenden und verwischenden Epigonenstils ebenfalls mitzutragen, ermangelt aber sonst keineswegs der selbständigen lyrischen Struktur und des packenden Wahrheitszuges. Ein antiker Tempel — so könnte man von seiner Gesamterscheinung bildlich sagen — steht am weltweiten Meere; die ernste Muse erinnert sich der Völkergeschicke, auf ihrem edlen Antlitz wechselt der schwermütige Schatten der Nichtigkeit mit dem verklärenden Aufleuchten der großgelungenen Werke und Taten; kaum achtet sie des eignen Wehs, während sie Spenden der Liebe, der Freiheit und der schönen Menschlichkeit in das heilige Opferbecken träufelt.

PÄSTUM.

Brütend liegt der Mittag über
Pästums öder Fiebergegend,
Schwüle Nebel niederlegend,
Selbst die Sonne schimmert trüber,
Und die alte Stadt Poseidons
Stumm und einsam liegt sie da,
Ein zerstörtes Sodoma.

Auf zerbrochnen Steinkolossen
Umgestürzter Architrave
Blühen Kaktus und Agave,
Um die alten Mauern sprossen
Rote Blumen und Akanthus;
Duftig wuchern drüberhin
Thymian und Rosmarin.

Nur ein gelber Tempelriese
Trägt noch seine Quaderbalken,
Um den Gipfel fliegen Falken,
Epheu rankt sich um die Friese;
Und die Natter und die Eidechs
Sonnt sich an der Tempelwand,
Wo geflammt der Opferbrand.

Ungebrochen stehn die schlanken
Dorersäulen; ein Jahrtausend
Sahen sie vorüberbrausend;
Throne stürzten, Völker sanken;
Über ihre Marmorhäupter
Wie durch's Meer, dem sie geweiht,
Weht ein Hauch der Ewigkeit.

Man spürt, hier lebt sich eine bestimmte Phantasie aus und schafft ihre Atmosphäre, wie in den folgenden Versen ein „schattenhafter“ Lebensgram sich ergreifend kundgibt:

HERMANN LINGG
NACH DEM GEMÄLDE VON FRANZ LENBACH
Photographie Bruckmann, München.



STANZEN.

Wem nach langer Kerkernacht,
Wem nach heißen Fieberwochen
Wieder neu das Leben lacht,
Frühlingsfrisch die Pulse pochen,
Selig wie das Sonnenlicht
Ist sein Herz und weiß es nicht.

Aber Dich, o Dich zernagt
Eine Wunde, die nicht blutet,
Dich ein Schmerz unausgeklagt,
Dessen Quell wie Lethe flutet,
Dessen Heilung nie gelingt,
Den kein Lied in Schlummer singt.

Eines Grams nur leiser Duft,
Nur der Schatten eines Kummers
Stockt in Deiner Lebensluft,
Stört den Frieden Deines Schlummers;
Namenlos und schattenhaft
Saugt er Deine beste Kraft.

Nie zu rasten, nie zu ruhn,
Und doch nie ins volle Leben
Einen festen Schritt zu tun;
Zu erglühen im Bestreben,
Zu erliegen im Versuch,
Weh Dir, Herz, das ist Dein Fluch.

Als eine merkwürdig vereinzelte Vorpostenerscheinung kommender lyrischer Avantreiter in ein zu eroberndes dichterisches Neuland ragt aus jenen Münchener Tagen der heute über achtzigjährige Feldartillerieoberst a. D. Ritter, Maler und Dichter Heinrich v. Reder, zu einem späteren Dichtergeschlecht herüber. Ich sollte wegen seiner ganzen eigenständigen Art also von Rechtswegen erst nachher über ihn sprechen, ziehe es aber doch vor, gerade im verblüffenden Gegensatz zum Geibel-Heysekreis, mit dem er

sich doch zeitlich und äußerlich berührt, diesen knorrig zähen „Rodensteiner“ der deutschen Lyrik Ihnen hier mit heller Freude vor die Augen zu rücken. Der „alte Reder“, wie ich ihn auch schlechtweg nennen möchte, ist eine urwüchsige Natur, die aus erster Hand vom Quell Jugendkraft und Kunst geschöpft hat, während den meisten andern das kastalische Gewässer durch ziemlich viel Röhren zufloß. Ursprüngliche Wettertannenkraft und — jawohl! — wunderliebliche Blumenzartheit leben und weben in Reders besten und eigentümlichsten Gedichten. Er hat freilich auch manchen schwachen Vers geschrieben. Man spricht so viel, bei allen möglichen passenden und unpassenden Gelegenheiten, vom sogenannten „Volkston“. Nun, hier ist nicht selten wahrer germanischer Volkston, notabene mit edler, tüchtiger Kunst vermählt. Wenn man Reders Hochland-, Wald- und Zigeunergedichte genau kennt und liebt, erscheint einem so vieles, was unter diesen Marken in zahllosen Auflagen den Büchermarkt beherrschte, als geleckte, unwahre Dekorationsmalerei. Quellenklare Augen, das Herz auf dem rechten Fleck und den Stift mit knappem Strich energisch und sicher geführt! Kurz und bündig, dabei schlagend und erschöpfend zu sein — es ist wohl eine prächtige Kunst, die dem Dichter Reder zuweilen erstaunlich gelingt. Bald ist der Sturm des wilden Jägers in Reders Versen, bald der zarte, wie Silberblättlein klingende Lichtschimmer des stillen Buchenhains, bald die leidenschaftliche Tokaierglut des echten, vogelfreien Zigeuners und Pußtasohnes, bald das scharfspähende Geierauge des Künstlers, das mit einem Schlagschatten eine Landschaftsskizze hinwirft, eine Menschenseele beleuchtet.

Zuerst eine unscheinbare Federzeichnung, ein Bild von der Heide.

DER WÄCHTER.

Stiller Abendfrieden lag
Auf der öden Heide,
Dünste woben drüber hin
Schleier, weiß wie Seide.

Barfuß schritt durchs Rispengras
Mit gerafftem Kleide
Eine sonngebräunte Maid,
Schlank wie eine Weide.

Ihren Schottlandschäferhund
Wachsam an der Seite,
Gaben Mut und scharf Gebiß
Ihr ein treu Geleite.

Dann, mit fortstürmender Leidenschaft, ein Ritt auf jagendem Roß

DURCH DIE PUSSTA.

Scharf in die Flanken die Sporen gedrückt,
Nicht in dem Sattel gewankt und gerückt,
Fest mit der Linken die Zügel gefaßt,
Spreng' ich dahin und gönn' mir nicht Rast.

Flatternd die Mähne und knirschend im Zaum,
Dampfend die Nüstern, Gebiß voller Schaum,
Streckt sich mein Renner und fliegt wie der Wind,
Eh noch im Dämmer die Pußta verrinnt.

Trockene Halme stäuben vom Huf,
Flügelbeschwingt durch munteren Ruf,
Birken und Weiden verlassen die Stell',
Laufen bezaubert entgegen mir schnell.

Weiter und weiter im schnaubenden Lauf,
Mulden hinunter und Hügel hinauf,
Fern in der Csárda, wo Feuer noch brennt,
Dorten, mein Fuchs, hat das Jagen ein End'.

Schließlich das volkstümlich wuchtige Bauernkriegslied, das wie ein Stück Hodlersches Schweizermannenfresko wirkt:

DER ARME KUNRAD.
(1525)

Ich bin der arme Kunrad
Und komm von nah und fern,
Vom Hartematt, vom Hungerrain
Mit Spieß und Morgenstern.
Ich will nicht länger sein der Knecht,
Leibeigen, fröhnig, ohne Recht.
Ein gleich Gesetz, das will ich han,
Vom Fürsten bis zum Bauersmann.
Ich bin der arme Kunrad,
Spieß voran,
Drauf und dran!

Ich bin der arme Kunrad,
In Aberacht und Bann,
Den Bundschuh trag' ich auf der Stang,
Hab' Helm und Harnisch an.
Der Papst und Kaiser hört mich nicht,
Ich halt' nun selber das Gericht,
Es geht an Schloß, Abtei und Stift,
Nichts gilt als wie die heil'ge Schrift.
Ich bin der arme Kunrad,
Spieß voran,
Drauf und dran!

Ich bin der arme Kunrad,
Trag' Pech in meiner Pfann';
Heijoh! Nun geht's mit Sens' und Axt
An Pfaff' und Edelmann.
Sie schlugen mich mit Prügeln platt
Und machten mich mit Hunger satt,
Sie zogen mir die Haut vom Leib
Und taten Schand' an Kind und Weib.
Ich bin der arme Kunrad,
Spieß voran,
Drauf und dran!

Nicht aus so kernigem Holz geschnitzt wie der einstige Artillerieoberst, der im Pulverrauch von zwanzig Schlachten gestanden, war ein anderer unstäter Gast der Münchener Tafelrunde, der, im selben Jahrzehnt geboren, schon längst, ja schon zu eigenen Lebzeiten ins Reich der Schatten hinunter schwankte.

Schmerzzerrissen, in selbstverliebter Schönheit, hebt es sich ab von dem Kreise der im allgemeinen nicht gerade „dämonischen“ Gestalten des sogenannten Münchener „Krokodils“, das Bild des unglücklichen Schweizers Heinrich Leuthold, der in der Heilanstalt Burghölzli bei Zürich sein frühes und trübes Ende fand. Ein nachgeborener Souverän der schönen Form thront er im Purpurmantel der Melodie auf den Trümmern und toten Hoffnungen seines haltlosen, schicksalschweren Lebens.

Er lächelt ein bitteres Epigramm, er sinnt dem Wohllaut seines Grames nach, er greift nach dem Thyrsusstab, schwingt den Becher und schwelgt in hellenischem Traumrausch, aber das üppige Weinlaub blättert hin, welk und windverweht, und das Szepter des Dionysos hat sich jäh in den Dornenstab des schwermütigen Sohnes der Finsternis verwandelt.

SCHWERMUT.

Fraget nicht, was mich so eigen
Oft — selbst im Genuß des Schönen —
Aufschreckt, was bei frohen Tönen,
Tanz und Reigen,
Mich versenkt in jähes Schweigen!

Wie vor schweren Ungewittern
Bange Ahnung lähmt das Leben,
Fühl ich mit geheimem Beben
Diesen bittern
Schmerz durch meine Seele zittern.

Jenen Gram, den nimmersatten,
Sucht' ich oft mit sanftem Streicheln
Einzuschläfern, wegzuschmeicheln,

Zu bestatten;
Doch er folgt mir wie mein Schatten.

Selbst bei holder Rosenmunde
Sanftem Lächeln, süssem Plaudern
Überfällt's mich oft mit Schaudern —
Tief im Grunde
Meines Herzens klafft die Wunde.

Mag mich aufwärts das Gefieder
Angebornen Wohllauts tragen,
Immer kehrt in sanften Klagen
Meiner Lieder
Jener Ton der Wehmut wieder.

Laßt den Trost! Er ist vergebens.
Denn ich fürchte, was so bange
Mich beschleicht, sogar im Drange
Meines Strebens,
Ist der Schmerz verlornen Lebens.

Ein reines Bild tiefer Natureinsamkeit mit sinnvoller Beziehung auf ein Menschenleben hat Leuthold gestaltet in dem elegischen Gedicht

DER WALDSEE.

Wie bist du schön, du tiefer blauer See!
Es zagt der laue West, dich anzuhauchen,
Und nur der Wasserlilie reiner Schnee
Wagt schüchtern aus der stillen Flut zu tauchen.

Hier wirft kein Fischer seine Angelschnur,
Kein Nachen wird auf deinem Spiegel gleiten;
Wie Chorgesang der feiernden Natur
Rauscht nur der Wald durch diese Einsamkeiten.

Waldrosen streun dir ihren Weihrauch aus
Und würz'ge Tannen, die dich rings umragen,
Und die wie Säulen eines Tempelbaus
Das wolkenlose Blau des Himmels tragen.

Einst kannt ich eine Seele, ernst, voll Ruh,
Die sich der Welt verschloss mit sieben Siegeln;
Die, rein und tief, geschaffen schien wie du,
Nur um den Himmel in sich abzuspiegeln.

Bezeichnend für Leuthold ist auch ein wohltuender, muckerfeindlicher Zug, wie in folgenden, durch die Form für seine rhythmisch pointierende Art ebenfalls charakteristischen Versen:

WIR UND SIE.

Zwar meinen die Heuchler und Frommen
Und ziehen ein scheel Gesicht,
Daß sie in den Himmel kommen
Wir aber nicht.

Wir sind mit dem Diesseits zufrieden,
Ich und mein reizend Kind,
Und freun uns, daß wir hienieden
Schon selig sind.

Denn möchten wir einst erhalten
Im Himmel den besten Ort,
Und erschienen die Frömmlergestalten,
Wir zögen fort.

Und sprächen: „Geruh uns beide,
O Petrus, dahin zu tun,
Wo Anakreon der Heide
Und Sappho ruhn!

Und führte der Weg zu diesen
Durchs schwärzeste Höllentor,
Wir ziehn ihn den Paradiesen
Der Mucker vor."

Mit Recht konnte ein größerer dichterischer Landsmann Heinrich Leutholds von dessen Gedichten bei ihrem schon zur Zeit seines seelischen Todes erfolgten Erscheinen öffentlich sagen: „Dem Ausbruche glühen-

der Lebenslust und Leidenschaft folgen Klage und Reue auf dem Fuße. Unmut und Spott lösen sich in Töne weicher Wehmut, deren Wohllaut schon an sich eine Versöhnung ist. Kurz, das Buch hat nicht nur ein Schicksal, sondern es stellt ein Schicksal dar."

Der größere Landsmann, der als bald Siebzigjähriger in den „heimeligen" Plauderstündchen, die ich dann und wann zur Dämmerungszeit am Zeltweg in Zürich bei ihm zubrachte, mitunter auch persönliche Erinnerungen auffrischte, nannte Heinrich Leuthold in seiner drastischen Art gelegentlich mal ein „verrücktes Instrument" und erzählte launig von seinen tollen Streichen und Einfällen. Ja, wenn der arme Heinrich nur etwas von der grundfesten Geisteskonstitution und Wesensveranlagung seines kräftigeren kantonalen Mitbürgers besessen hätte! Der bildet übrigens eine höchst bedeutsame Sphäre für sich allein und ist eine Natur von hervorragender schöpferischer Eigenart. Wenn Gottfried Keller mir in den dicken Band seiner „Gesammelten Gedichte", die ich in liebevoll verehrendem Andenken an den mit sorgfältiger und sachlicher Würdigung meines eigenen Jugendschaffens auch gar nicht kargenden Alt-Staatsschreiber von Zürich schatzfreudig bewahre, die schlichte Widmung schrieb „Zur freundlichen Erinnerung an den Täter", so brauchte er das Wort „Täter", wie er mündlich dazu andeutete, selbst wohl mit der ihm eigentümlichen etwas schalkhaften Nuance, aber das Buch Gedichte stellt auch die wahrhaftige lyrische Lebenstat eines prächtigen Meisters dar, der in seinen Gedichten natürlich die gleichen menschlich-künstlerischen Grundzüge und Grundvorzüge aufweist wie in seinen mehr gekannten und gerühmten Erzählungen und Romanen. Gottfried Keller hat einmal in einem Briefe an Ferdinand Freiligrath folgendes Bekenntniswort über die Kunst der Lyrik niedergelegt: „Es ist mit der Lyrik eine eigene Sache: sie duldet nur selten eine rivalisierende Tätigkeit neben sich und erfordert ein ganzes und ungeteiltes Leben, um aus dessen edelstem Blut als unvergängliche Blüte hervorgehen zu können. Jedes gute Lied kostet einen

HEINRICH LEUTHOLD
NACH DEM GEMÄLDE VON FRANZ LENBACH
Photographie Bruckmann in München.



schrecklichen Aufwand an konsumierten Viktualien, Nervenverbrauch und manchmal Tränen, vom Lachen oder vom Weinen, gleichviel, und dann wird es einem bogenweise berechnet! Und die sechs Strophen füllen nicht einmal zwei Seiten — da geh einer hin und werde Lyriker ...!" Ja, Meister Gottfried, Ihr habt's gewußt... Wenn es auch von wegen der „Berechnung" heute ein klein bißchen besser geworden sein mag.

Gar nicht einschmeichelnd tritt die Lyrik Gottfried Kellers auf, alles auf den ersten Blick Blendende und Verführerische geht ihr ab, sie ist wohl manchmal eine etwas spröde Schöne, aber wenn man sich nicht allzu flüchtig von ein paar vereinzelten hart und trocken klingenden Wendungen und Versen abschrecken läßt und ein Auge für den unerschöpflichen, bis auf das winzigste Tröpfchen echten Naturreichtum dieser Gedichte besitzt, so sieht man Seite für Seite herrliche, für uns Deutsche besonders wertvolle Gaben vor sich ausgebreitet. Vollhängend und schwer, wie ein breitstämmig gewachsener Apfelbaum feinster Sorte, so prangt Kellers Lyrik von den reifen Früchten eines markigen, wohlgediehenen Lebens.

Eines ist sicher: lyrisches Flitter- und Flunkergold gibt es bei Keller nicht, hinter jedem Worte, jedem Bilde steht der ganze knorrigzarte Mann mit dem großen Haupte, ein tieffühlender, aller Gefühlsduselei abholder stiller Vertrauter der Natur, der er sich in treuer, dankbarer und blickklarer Liebe hingibt. Ausserordentlich gediegene Kunst eines nur auf innerste Bewältigung des Lebensgefühls, nicht auf berauschende Formeffekte bedachten Dichtersinnes. Ein paar sichere, auf ihrem Punkte ruhig verweilende Augen, deren liebeweites, stetes Leuchten dauernd rein oder andächtig stimmt, schauen aus Kellers Gedichten hervor.

UNTER STERNEN.

Wende dich, du kleiner Stern,
Erde! wo ich lebe,

Daß mein Aug, der Sonne fern,
Sternenwärts sich hebe!

Heilig ist die Sternenzeit,
Öffnet alle Grüfte;
Strahlende Unsterblichkeit
Wandelt durch die Lüfte.

Mag die Sonne nun bislang
Andern Zonen scheinen,
Hier fühl ich Zusammenhang
Mit dem All und Einen.

Hohe Lust, im dunklen Tal,
Selber ungesehen,
Durch den majestätschen Saal
Atmend mitzugehen!

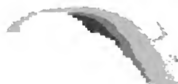
Schwinge dich, o grünes Rund,
In die Morgenröte!
Scheidend rückwärts singt mein Mund
Jubelnde Gebete.

WINTERNACHT.

Nicht ein Flügelschlag ging durch die Welt,
Still und blendend lag der weiße Schnee,
Nicht ein Wölkchen hing am Sternenzelt,
Keine Welle schlug im starren See.

Aus der Tiefe stieg der Seebaum auf,
Bis sein Wipfel in dem Eis gefror.
An den Ästen klomm die Nix herauf,
Schaute durch das grüne Eis empor.

Auf dem dünnen Glase stand ich da,
Das die schwarze Tiefe von mir schied;
Dicht ich unter meinen Füßen sah
Ihre weiße Schönheit, Glied um Glied.



Mit ersticktem Jammer tastet sie
An der harten Decke her und hin,
Ich vergeß das dunkle Antlitz nie,
Immer, immer liegt es mir im Sinn,

Gerade bei Dichtern wie Gottfried Keller, deren strömende Lebensfülle eigentlich mit jedem Gedicht einen neuen Zug offenbart, ist es natürlich ganz ausgeschlossen, in ein paar sogenannten „Perlen" ihr Wesen und ihre Art nur andeuten, geschweige aufzeigen zu wollen, Das machen uns solche Herren glücklicherweise völlig unmöglich. Sie spotten ja auch unbarmherzig jedes ehrenwerten anthologischen Bemühens. Darum lassen Sie mich nur noch das eine goldtraubensüsse Gedicht von der „Winzerin" lesen, das ich unsäglich liebe, und nachher zum Schluß eine entzückende, auch echt Kellersche Schnurre.

DIE WINZERIN.

Am sonnig weißen Gartenhaus,
Da reifet Traub an Traube,
Die sanfte Schöne tritt heraus
Und prüft die schwere Laube;
Dem blauen Blick des Weibes gleicht
Der Beeren dunkle Menge;
Wohin ihr freundlich Auge reicht,
Lacht freundliches Gedränge.

Rings lockt das noch gefangne Blut
Zu Häupten und zu Füßen,
Und sie beginnt mit stillem Mut
Zu schneiden all die süßen.
Und wie sie mit der lieben Hand
Die grünen Blätter teilet,
Hin schweifet über See und Land
Im Flug der Blick und weilet.

Gleich einer reifen Beere glänzt
Ihr feuchtes Aug herüber,

Wo's blaut und leuchtet unbegrenzt,
So fern, so fern herüber.
Sie lässet still und ahnungsvoll
Die vollen Trauben sinken,
Bis es in Körben reizend schwoll
Mit tausendfachem Blinken.

Und auf der Laube Marmeltisch
Zu keltern sie beginnet,
Daß aus der Kelter duftig frisch
Das Blut der Traube rinnet;
Wie muß der weißen Arme Zier
Mit holder Kraft sich mühen!
Sie keltert bis die Wangen ihr
Gleich jungen Rosen blühen.

Sie keltert, daß der Busen fliegt
Und woget ungemessen;
Umsonst, was ihr im Sinne liegt,
Sie kann es nicht vergessen!
Umsonst — wie oft die Krüge sie
Mit starkem Moste füllet,
Sie selber hat den Durst noch nie,
Das Sehnen nie gestillet.

Sie läßt den heißen Rebensaft
Mit treuer Sorge gähren,
In kühler Nacht zu milder Kraft,
Zum seltnen Wein sich klären.
Den trägt sie zu den Hütten hin
Auf Höhen und im Tale.
Sie reicht der armen Wöchnerin,
Dem kranken Greis die Schale.

So keltert sie den Edelwein
Im Herbste schon seit Jahren. —
Ein Segel kommt im gold'nen Schein
Das Abends fern gefahren;

GOTTFRIED KELLER VON CARL STAUFFER-BERN
MIT GENEHMIGUNG VON AMSLER & RUTHARDT IN BERLIN.



Im Hafen legt das Schiff sich an,
Sie hört die Schiffer singen,
Und einen hochgemuten Mann
Sieht sie ans Ufer springen.

Sie kennt ihn und sie kennt ihn nicht,
Sie starrt hinaus ins Weite,
Als er mit trauter Stimme spricht
Und grüßt schon ihr zur Seite.
Die frohen Klänge mischen sich,
Das Wort hier, dort die Lieder:
„Ratlos verließ der Knabe dich,
Nun kehrt ein Mann dir wieder!“

„O schau, wie leuchtet's weit und breit,
Wie klar der Tag, die Stunde!
Und reif die schönste Lebenszeit
Küßt mich von deinem Munde!“
Da ist in seine Arme hin
Sie wonnevoll gesunken,
Und weinend hat die Winzerin
Zum erstenmal getrunken.

Zum Abschied von dem unvergleichlichen Schweizermann ein schalkisch gelungenes „Wanderbild“ aus der Zeit seines Aufenthaltes in Berlin:

BERLINER PFINGSTEN.

Heute sah ich ein Gesicht,
Freudevoll zu deuten:
In dem frühen Pfingstenlicht
Und beim Glockenläuten
Schritten Weiber drei einher,
Feierlich im Gange,
Wäscherinnen fest und schwer,
Jede trug 'ne Stange.

Mädchensommerkleider drei
Flaggten von den Stangen,
Schön're Fahnen, stolz und frei,
Als je Krieger schwangen.
Frisch gewaschen und gesteift,
Tadellos gebügelt,
Blau und weiß und rot gestreift,
Wunderbar geflügelt!

Lustig blies der Wind, der Schuft,
Falbeln auf und Büste,
Und mit frischer Morgenluft
Füllten sich die Brüste;
Und ich sang, als ich gesehn
Ferne sie entschweben:
Auf und laßt die Fahnen wehn,
Lustig ist das Leben!

Als im Jahre 1889 Gottfried Keller seinen 70sten Geburtstag feierte und sich allen offiziellen Veranstaltungen nach Seelisberg entzog, sandte ich ihm — ich war Mitte zwanzig — ein Rosenkörbchen mit folgenden Begleitversen, die hier wohl ihren natürlichen Platz finden:

GOTTFRIED KELLER ZUM 70. GEBURTSTAGE.

(Mit einem Rosenstrauß.)

Nimm diesen Gruß von Rosen, Gottfried Keller,
Des Sommers vollen Segen nimm von mir!
Noch an den Kelchen weint ein freudeheller
Tautropfen in des Morgenglanzes Zier.

Die frische Glut der sonngeküßten Fülle,
Des sammtnen Schoßes duftgetränkte Truh,
Sie atme dir, als zarte Liebeshülle,
Den satten Hauch der süßen Schönheit zu!

Köstlich und keusch, schelmisch und fein am Mieder
Der deutschen Dichtung bist du aufgeblüht,

Dir rankt sich durch Legenden, Mären, Lieder
Der Reiz der Anmut um ein Goldgemüt.

Glück auf dir, Alter mit der Jugendfrische,
Dich grüßt ein Junger, den der Sturm umweht.
Stell auf mein Sträußchen am Geburtstagstische,
Du lieber, rosengläubiger Poet!

Händedruck und herzenswarmes Wort, als wir uns kurz darauf in Zürich wiedersahen — wer könnte das von so Einem je vergessen!

Von der Schweiz nach Schleswig, von Zürich nach Husum ist nicht so weit, wenn man von Gottfried Keller zu Theodor Storm will. Von Dichter zu Dichter gehen schon längst blitzschnelle seelische Sphärenzüge, Süd und Nord berühren sich da im Augenblick. Storm teilte mit Keller nicht nur fast die gleiche Spanne des Lebens (Keller von 1819—90, Storm von 1817—88), sondern auch die schlichte Wahrhaftigkeit und vornehme Gediegenheit der Kunst. Storm mag in bestimmtem Sinne „lyrischer“ als Keller genannt werden wegen eines gewissen Mehr an runder Eurhythmie des Liedverses, aber treue Sorgfalt in der Naturerfassung, Mangel an falschen Farben und schwindlerisch nachgemachten Klängen ist beiden Freunden und vieljährigen Korrespondenten erquicklich gemeinsam. Storms schweigsame, von Gehalt und Stimmung überquellende Verse lassen die tiefsten Herztöne, die Laute zartester Menschlichkeit vernehmen. Ein feiner, herzenskundiger Knecht Ruprecht der Poesie, so könnte man Storms lyrische Silhouette zeichnen, teilt er in süßverwirrender Dämmerstunde, „wenn't Schummern in de Ecken liggt“ und „wenn's munkelt“ die Päcklein seines geheimnisvollen Zaubersackes aus, den zarten Frauen, den aufrechten Männern, die das traumhafte Ineinanderweben von Wirklichkeit und Dichtung ahnen und verstehn ...

„Es sinkt auf meine Augenlider
Ein goldner Kindertraum hernieder.“

Oder, mit verwandelter Jahreszeit: ein helläugiger, lebensstarker Mensch zugleich und ein echtes Sonntagskind mit der Wünschelrute des Schätzefinders, führt dich der leiderfahrene Poet gern gedankenvoll deutend zu den weltfernen Klosterplätzchen sonnengoldner Garteneinsamkeit.

Storm geht wie ein weiser, sehr wohlhabender, aber sparsamer Hausvater mit seinem lyrischen Wortschatz um, er scheint wenig auszugeben und schenkt um so mehr. Denn alles, was er zurückhält, spürt man gleichwohl im stillen mitgegeben — und auf einmal überquillt es uns dann wie seltener, überraschender Reichtum.

Die Wortkargen sind nicht die schlechtesten unter den Dichtern — wir werden bald noch ein stärkeres Exemplar dieser Gattung zu betrachten haben.

KÄUZLEIN.

Da sitzt der Kauz im Ulmenbaum,
Und heult und heult im Ulmenbaum.
Die Welt hat für uns beide Raum!
Was heult der Kauz im Ulmenbaum
Von Sterben und von Sterben?

Und übern Weg die Nachtigall,
Genüber pfeift die Nachtigall.
O weh, die Lieb ist gangen all!
Was pfeift so süß die Nachtigall
Von Liebe und von Liebe?

Zur Rechten hell ein Liebeslied,
Zur Linken grell ein Sterbelied!
Ach, bleibt denn nichts, wenn Liebe schied,
Denn nichts als nur ein Sterbelied
Kaum wegbreit noch hinüber?

Das ist das uralte Lied vom Scheiden der Liebe, wie es so todestraurig auch manche Novelle durchzittert. — Storm liebt, ob ihm schon die schärfsten und wuchtigsten Töne zu Gebote standen, wenn es um Vaterland und Heimaterde ging, doch im allgemeinen mehr die stillen Weisen der Natur:

Wir können auch die Trompete blasen
Und schmettern weithin durch das Land;
Doch schreiten wir lieber in Maientagen,
Wenn die Primeln blühn und die Drosseln schlagen,
Still sinnend an des Baches Rand.

Sonnenstrahl und Mondenlicht, Leben und Tod gleiten wechselnd über sein melodisches Saitenspiel.

IM WALDE.

Hier an der Bergeshalde
Verstummet ganz der Wind;
Die Zweige hängen nieder,
Darunter sitzt das Kind.

Sie sitzt in Thymiane,
Sie sitzt in lauter Duft;
Die blauen Fliegen summen
Und blitzen durch die Luft.

Es steht der Wald so schweigend,
Sie schaut so klug darein;
Um ihre braunen Locken
Hinfließt der Sonnenschein.

Der Kuckuck lacht von ferne,
Es geht mir durch den Sinn:
Sie hat die goldnen Augen
Der Waldeskönigin.

TIEFE SCHATTEN.

So komme, was da kommen mag!
So lang du lebest, ist es Tag;
Und geht es in die Welt hinaus,
Wo du mir bist, bin ich zu Haus.
Ich seh dein liebes Angesicht,
Ich sehe die Schatten der Zukunft nicht.

In der Gruft bei den alten Särgen
Steht nun ein neuer Sarg,
Darin vor meiner Liebe
Sich das süßeste Antlitz barg.

Den schwarzen Deckel der Truhe
Verhängen die Kränze ganz;
Ein Kranz von Myrthenreisern,
Ein weißer Syringenkranz.

Was noch vor wenig Tagen
Im Wald die Sonne beschien,
Das duftet nun hier unten:
Maililien und Buchengrün.

Geschlossen sind die Steine,
Nur oben ein Gitterlein;
Es liegt die geliebte Tote
Verlassen und allein.

Vielleicht im Mondenlichte,
Wenn die Welt zur Ruhe ging,
Summt noch um die weißen Blüten
Ein dunkler Schmetterling.

Storms Lyrik berührt mich oft wie der unmerkliche Flügelschlag eines Dämmerungsfalters, wenn abendwürziger Resedaduft durch den Garten weht . . .

Bei Theodor Storm in Gedanken „am grauen Strand, am grauen Meer“ verweilend, wie könnte man da des beglückend frischen und schlichten Quickborndichters, unseres wurzelstarken Dithmarschen Klaus Groth vergessen! Man

schwätzte eine Zeitlang — es scheint das nun auch schon wieder „überwunden“ zu sein — sehr viel von sogenannter Heimatkunst in Berlin und literarischen Vororten — nun, Klaus Groth ist ein Heimatdichter, und zwar einer echten Kalibers, in dessen plattdeutschen Versen die wasser- und moorreiche Landschaft um Heide und Meldorf, die Atmosphäre von Land und Leuten unmittelbar lebendig wird und zum selbstverständlichen Hintergrund eines kraftvoll-zarten Empfindungslebens dient. Klaus Groth ist auch der norddeutsche Poet der ländlich-realistischen Idylle mit natürlichem Humor — da braucht man nur seine längeren Gedichte zu lesen. Hätte er aber lediglich sein Lied von „Min Modersprak“ gedichtet, so müßte ich ihn immer lieb behalten.

Min Modersprak, wa klingst du schön!
Wa büst du mi vertrut!
Weer ok min Hart as Stahl un Steen,
Du drevst den Stolt herut.

Du bögst min stiwe Nack so licht
As Moder mit ern Arm,
Du fichelst mi umts Angesicht
Un still is alle Larm.

— — — — — — — —

So herrli klingt mi keen Musik
Un singt keen Nachtigal;
Mi lopt je glik in Ogenblick
De hellen Tran hendal.

Die treuherzigen Verse gehen einem immer wieder nahe ans Herz, dieses seltsame Organ, das unbeschadet alles Weltbürgertums es sich nicht nehmen lässt, auf seine besondere Art Heimat und Stammesart zu lieben.

Ich sagte schon, daß Klaus Groth himmelweit davon entfernt ist, Heimatdichter im kleinlich beschränkten oder gar literarisch zugeschnittenen Sinn des Wortes zu sein — so aufgefasst würde man sein Wesen völlig verkennen. O nein,

er ist eher eine Art deutscher Robert Burns, dem er sich selbst auch gewiß verwandt fühlte; die ergreifend innige Natürlichkeit seiner Herzenssprache, die tiefen Grundbeziehungen seiner so köstlich unzünftigen Kunst zum Großen und Ganzen, zum Typischen des Menschenlebens schützen ihn vor jeder litterarischen Zaunpfahlankoppelung. Man sieht wohl deutlich das dörfliche Storchennest und die Kirchturmspitze, man hört aber auch das unendliche Meer rauschen und den ewigen Brausewind über den Deich dahinwehen.

DAT DÖRP IN SNEE.

Still as ünnern warme Dek
Liggt dat Dörp in witten Snee,
Mank de Ellern slöppt de Bek[1],
Unnert Is de blanke See.

Wicheln[2] stat in witte Haar,
Spegelt slapri[3] all de Köpp,
All is ruhi, kold und klar,
As de Dod, de ewi slöppt.

Wit, so wit de Ogen reckt,
Nich en Leben, nich en Lut;
Blau na'n blauen Heben treckt
Sach de Rok[4] nan Snee herut.

Ik much[5] slapen, as de Bom,
Sünner Weh un sünner Lust,
Doch dar treckt mi as in Drom
Still de Rok to Hus.

Wie viel im besten Sinn bewußte Kunst in so vielen seiner scheinbar höchst simpeln plattdeutschen Lieder aus Natur und Menschenleben steckt, ist dem Verstehenden ohne weiteres klar. Ihr Wert wird dadurch nur erhöht, daß man es so gar nicht merkt. Es ist in trauriger Weise bezeichnend, daß die wesentlichen Vorzüge, das eigentlich

[1] Bach, [2] Weiden, [3] schläfrig, [4] Rauch, [5] möchte.

An Arnold Böcklin
zum
sechzigsten Geburtstage.

Seit du bist bei uns eingezogen
Und dein lichtes Haus gebaut,
Schauen wir der Iris Bogen,
Wenn der hellste Himmel blaut!

Sehn die Hüllen der Gesichte
Sich im Reigentanz umziehn,
Sehn die Drachen, Blüten, Früchte
Rastlos deiner Hand entfliehn.

Heute wünscht ein leises Wehen
Säume nicht zu lang, o Mann!
Unerfahren und Vergehen
Fange nicht zu zählen an!



Wie dir täglich hat gegossen
In den Becher reinen Wein,
Also sollst du neugeboren
~~Selber täglich~~ Selber jedem Morgen sein

Und erst spät mag er gestehen,
Daß er fern hinüber hallt:
„Seht, auf jenen grünen Höhen
Hat der Meister einst gemalt!

„Starken Herzen, stillen Triebes
Theilt er Licht und Schatten aus,
Meister zierlichen Getriebes
Schloß gelassen er das Haus!“

Zürich am 16 Okt. 1887

Dienstagsgesellschaft

Gottfr. Keller.

Ausschlaggebende in Klaus Groths dichterischem Lebenswerk lange Zeit gerade bei den engern Landsleuten des Dichters eine geringschätzige und falsche Aufnahme fand, so daß er einmal in dem ergreifenden Klagesonett „In Thule“ in die Worte ausbrach:

„Ich wandre unverstanden unter Horden
Von kalten Stummen, die mich nicht begreifen,
Die mir den Duft von meinem Fühlen streifen
Und mir das Wort schon im Entstehen morden . .“

Dem wehmütigen winterlichen Abendbild mit seiner tiefen Ruhesehnsucht folge wenigstens noch eines seiner hochdeutschen Gedichte, aus den „Hundert Blättern“. Ich glaube, mancher wird auch heute noch staunen, bei Klaus Groth ein so die zartesten Schwingungen und Schattierungen der Luft und der Seele wieder ausatmendes Gebilde zu entdecken:

SOMMERSCHWÜLE.

Brennende Luft, —
Glühender Strahl
Schießt herab wie fließendes Gold;
Und in der Ferne
Zittert in Wellen,
Wie in Pulsen, die Umgebung. —

Und welcher Schatten!
Greiflich dicht, in scharf geschnittene Formen
Fließt er vom Baum herunter,
Vom Dach herab,
Wie ein kühlender Strom um die Brust.

Schläferndеr Blumenduft,
Vogelgezwitscher wie Flüstern —
Über die Träumer gießt
In vollen Schalen
Heilge Natur,
Allliebende Mutter,
Gießt verschwenderisch mild ihren Segen aus.

Auch über mich? —
Ach, meine Seele dürstet!
Kann ich es hindern,
Wenn sie erzittert
Leis wie der Horizont?
Und im Herzen die Wellen steigen,
Und in hohen brausenden Wogen
Über das Haupt mir
Glühender Wunsch und Sehnsucht steigen?

Befriedigt saugen die Saaten
Den Sonnenglanz,
Ahnen Vögel
Den duftigen Schatten.

O ich möchte zerfließen
Mit dem fließenden Golde!
Möchte sterben und schweben
Mit dem sterbenden Laute! —
Auf zum offenen Himmel
Wallet der Rosenduft.

Aber o Herz!
Dort im dichtesten Schatten,
Tief im Laub versteckt,
Unter dem niedrigen Ulmenbaum,
Wer ist's?

Leise wiegt das liebliche Haupt,
Leise haucht die vertraute Stimme
Seelenfrieden in süßen Tönen aus!
Sei still und atme!
Du bist ein Mensch — und liebst.

Ja, es gab glücklicherweise über den in aller Kuckucks Munde befindlichen Modedichtern, die so um die siebziger Jahre herum den Rahm des äusserlichen Erfolges abschöpften und die längst ihren Lohn dahin haben — es gab glücklicherweise im deutschen Sprachgebiet auch schon da-

mals ruhig ihren Weg gehende, unbekümmert aus sich heraus schaffende Poeten, denen die Tage einer gerechtwerdenden Würdigung erst langsam heranreifen sollten. Die Weltanschauung dieser Dichter trägt nicht das sich im Zusammenhang mit kulturellen Umbildungen bald darauf entwickelnde Gepräge einer Jüngeren Generation, der eine neue Sehnsucht im Blute lag, aber ihre lebenswahre, seelisch und sprachlich ganz selbständige Gestaltungsweise schlägt im besten Sinn eine Brücke zur Gegenwart, geht ihr oft sogar rein künstlerisch bedeutsam wegweisend voraus. Der selbstgesteckte Rahmen meiner Ausführungen zwingt mich, hier wie auch später es auf manchen Verzicht ankommen zu lassen, der ja natürlich ganz und gar kein Vergessen und keine Ausschließung bedeutet. Ich gebe hier nicht Literaturgeschichte noch fühle ich anthologische Verbindlichkeiten — ich bitte das recht sehr im Auge zu behalten.

Es muß an dieser Stelle, wo nur von besonders stark sich abhebenden Erscheinungen der neueren deutschen Lyrik die Rede ist, des Bayern Martin Greif gedacht werden, der, seit Jahrzehnten in München ansässig, gegenüber den früher gestreiften mehr oder weniger weichlichen Parnaßschönheiten des Heysekreises in tiefer Naturnähe und hoher, ungeleckter Einfalt dasteht. Ich möchte ihn den „erinnerungsvollen“ und „ahnungsreichen“ Martin Greif nennen, ohne damit mehr als das wolkenhaft Auftauchende und Vorüberziehende seines Wesens, den traumartigen Zug und die seltsam ätherschwebende Formation vieler seiner Gedichte andeuten zu wollen.

Wie ein Kind, halb träumend und halb im Wachen, mit duftigen Blüten spielt, die ihm der Wind in den Schoß weht, Kränzlein flicht und löst und wieder von neuem flicht, so der Lyriker Martin Greif. Er weint und lacht mit seiner Mutter, der Natur, die ihm ihre Wiegenlieder, „allbekannte herzliche Lieder“ mit trauter Stimme ins Ohr flüstert, greift schier verwundert nach Sonne, Mond und Sternen, als säh er sie zum ersten Mal, und zieht mit sehnsuchtstammelnden Weisen die Dinge an sein altes thörichtes Menschenherz.

Ich weiß nicht, warum sich der ursprünglich Hermann Frey heißende Dichter just Martin Greif genannt hat, aber ich habe ihn im Verdacht, daß er — und es wäre das für seinen glücklichen Tastsinn nur bezeichnend — seinem Dichternamen eine Art dunkler Symbolik zugrunde legte. Nomina sunt ja mitunter wirklich omina. Martin Greif hat z. B. mit Martin Luther den schlichten schöpferischen Sprachsinn gemein, der die Worte, also das Ausdrucksmittel des Dichters, in ihrem vollen Ursprungswert empfindet. Ferner greift er sozusagen nach den Wort- und Weltgebilden wie der Märchenvogel nach seinem kindlichen Opfer, um sie aus dem unendlichen Fluß der Dinge herauszuholen und durch die Lüfte zu dauerndem Besitz nach seinem Horst davonzutragen. Bei wenigen Lyrikern habe ich so das Gefühl des Immerwiederkehrenden der Erscheinungen und Vorgänge in Natur und Menschenleben wie gerade bei ihm.

Wenn man gegenüber einem Dichter, der den Lebenswald auf mannigfaltigen Pfaden durchstreift, und der ein mit allem Menschlichen weit umher fühlendes Herz in der Brust trägt, von einer vorherrschenden und charakteristischen Grundstimmung überhaupt sprechen kann, so fühlt sich Matin Greif im ganzen jedenfalls eher zur Wehmuts- und Resignationssphäre hingezogen. Aber auch auf dieser elegischen Gefühlswelle steuert er sein Schifflein ohne Sentimentalität an uns vorbei in die Dämmerferne, und seine Resignation ist die des gefaßten Menschen, der mancherlei hinter und unter sich gebracht und trotzdem das Mitzuleiden, Mitzulieben und sich Mitzufreuen nicht verlernt hat. So wirkt er anhaltend warm und wohltuend dadurch, daß Phantasie und Herz bei ihm treue Kameradschaft halten. Und dann ist es seine ganz besondere Gabe, das, was hinter dem Ausdruck schlummert, leise anrührend mitzittern zu lassen und so das deutliche Wortbild geheimnisvoll zu unterdunkeln. Seine Rhythmik und Strophik sucht zudem im stärksten Gegensatz zum Geibelschen Faltenwurf alias Bemäntelung das innerliche Wertverhältnis der

THEODOR STORM
Photographie Konstabel in Hanerau.



Worte und Sätze feinfühlig und angemessen zu ordnen und zu gliedern. Und nun von dem Dichter, der mit weit größerem Recht und in viel tieferem Sinn als etwa ein Geibel wahrhaft „fromm“ genannt zu werden verdient, fromm in seiner andächtigen reinen Lebensstimmung, wenigstens ein paar bezeichnende Gedichte aus dem überquellenden Füllhorn seiner Lieder. Daß bei einem so naiven Dichter manches Ungleichwertige mitunterläuft, ist kaum anders zu erwarten, man hat aber gleichwohl bei Martin Greif die angenehme Empfindung, daß selbst die unscheinbarsten Grashälmchen seiner Lyrik niemals dürr oder gar unecht sind. Zuerst die seltsam erdenbangen Rhythmen des aus der Heimat nächtlich in die „fremde Ferne Entführten“:

AUF DER REISE.

Noch schlafen sie alle
Auf bergendem Lager,
Alle die Lieben,
Die ich leise dort verließ
Rückwärts in der trauten Heimat,
Und träumen die Nacht zu Ende.
Ich aber bin indes geeilt
An Flüssen dahin und vielen Bergen,
Weit voran in die fremde Ferne.
Der Mond am Himmel allein,
Der erbleichende,
Folgte mir nach
Mit teilnehmendem Blick,
Und er sah des Entführten
Irdische Eile.

Dann die wie ein unversehens heraufziehendes Gewitter wirkenden lebensschweren Strophen:

AUF DER WIESE.

Als ich auf der Wiese lag
Und nach Wand'rers Weise

Süßen Selbstvergessens pflag,
Hört' ich's donnern leise
Droben in den Höh'n.

Als das Aug' ich aufgetan,
Siehe, Wolken zogen
Dunkel überall heran,
Und die Vöglein flogen
Ängstlich über mir.

So voll Glück und Sonnenschein
War mein Jugendmorgen;
Doch es zog Gewölk herein
Und es kam der Sorgen
Dichtgedrängtes Heer.

Und schließlich noch den zarten und so schlichten Achtzeiler:

VOR DER ERNTE.

Nun störet die Ähren im Felde
Ein leiser Hauch,
Wenn eine sich beugt, so bebet
Die andre auch.

Es ist, als ahnten sie alle
Der Sichel Schnitt —
Die Blumen und fremden Halme
Erzittern mit.

Martin Greif lebt als nun bald Siebzigjähriger in München mit der freilich etwas späten Genugtuung, sein Lied immer mehr gelesen und gewürdigt zu sehen, von einem jüngern Dichtergeschlecht nur soweit es rohem Strebertum fröhnt, unehrerbietig beiseite geschoben. Lediglich Neulingsbeschränktheit oder literarisches Totschlägersystem wirft das Echte, mag es auch momentan unmodern anmuten, zum alten Eisen. Das tut man rechtmäßig wohl mit Modedichtern, die zu unnatürlicher Wertschätzung aufgebauscht

sind, wie ich es bei der sogenannten Lyrikerrevolution anno 85 ebenfalls tat — zu keiner Stunde meines Lebens jedoch möchte ich einem, der wirklich was Echtes und Eigenes leisten kann, und käme er hundertmal aus der Sphäre einer ganz andern Kunstauffassung, wider besseres Fühlen und Wissen den freudigen Zoll der Anerkennung schuldig geblieben sein.

Reine Bewunderung zumal erfüllt mich gegenüber einem nun schon seit bald zehn Jahren dahingegangenen Dichter, der, je öfter ich zu ihm zurückkehre, um so höher bei mir wächst. Wie die Gedichte Gottfried Kellers, so bewahre ich auch den mit den energisch kühnen Schriftzügen ihres Urhebers versehenen Band Gedichte von Conrad Ferdinand Meyer als teueren Schatz. Es ist unverkennbar, daß Conrad Ferdinand Meyers dichterisches Wesen einen Zug ins Große aufweist. Er hat zweifellos — dieses Gefühl verstärkt sich immer mehr bei mir — etwas Machtvolles, etwas, das wie Pfeiler und Säule emporsteigt. Seine Lyrik und Balladendichtung besitzt ebenso wie seine Prosa Eigenschaften, die in der deutschen Dichtung überhaupt recht isoliert sich ausnehmen. Die Gedichte stellen das letzte künstlerische Ergebnis eines in seiner besondern Art vielleicht einzigen, langwierigen Vorgangs innerlicher Lebensbewältigung dar. Ich kenne kaum einen andern deutschen Dichter, der in der Ausscheidung des Beiläufigen, Zufällig-Nebensächlichen und Kleinlich-Unbedeutenden so weit gegangen wäre wie gerade Meyer. Dadurch wird die große Linie seiner Schöpfungen gewahrt, die sie so edel auszeichnet.

Die Art, wie starkes Gefühl, tiefe Leidenschaft und Phantasiefülle — ohne Einbuße an Erregungsfrische durch den langen Schmelzprozeß — zur festen, dauernden Form gebändigt und geprägt wird, ist bei diesem Dichter staunenswert. Meyer ist — neben dem Dramatiker Kleist — vielleicht der lakonischste deutsche Dichter. Er feiert förm-

liche Orgien darin, einen Gegenstand der Empfindung oder Einbildung auf die denkbar knappste und zugleich bedeutsamste poetische Formel zu bringen. Größte Kraft wird im kürzesten Ausdruck zusammengeschlossen. Der Stil erscheint als höchster Triumpf künstlerischer Energie und Enthaltsamkeit über das Element, über die Natur. Meyers Seele ist in ihren Hauptzügen eine Mischung von verstehender Liebe zum Heroisch-Genialen, von später, aber um so milderer Goldtraubenreife des Lebensgefühls und von innig religiöser Schickung in einen unerforschlichen Willen. Diese Seele ist so bedeutend, daß sie es ungefährdet wagen darf, sich feierlich zu äußern, ohne je mit ihrer großen Gebärde unverhältnismäßig zu erscheinen.

Nicht wenige Gedichte gibt es bei Meyer, die durch Sinn und Form wie stille, hohe Lebensweihe wirken — man tritt wirklich in einen wunderschönen, aus seltenem Marmor erbauten Andachtsraum, um lange darin zu verweilen und ergriffen, ja erlöst wieder hinauszugehn. Meyer ist überhaupt kein Dichter für Schnellleser und Literaturnipplinge. Dazu ist er viel zu gehaltreich und im besten Sinne anspruchsvoll. Gebieterisch fordert er gesammelte Aufmerksamkeit und eine nicht karge Hingebung der seelischen Einbildungskraft an jede Zeile seines Versgebildes. Es ist wie wenn er sagen wollte:

„Laß draußen, was entbehrlich ist,
Doch deine Seele heisch ich ganz!“

Der „Pilgerim und Wandersmann“ von Kilchberg ist ein Dichter des Lebensproblems und des schicksalvollen Erlebnisses bis zur Sphäre des Dämonisch-Unheimlichen hinunter. Den Versdokumenten hierfür spüre Jeder selber nach. Der von Karl Stauffer-Bern unübertrefflich mit dem sonnigen, behaglich schmunzelnden Gesichtsausdruck unterm schattenlegenden Breitrand wiedergegebene Alte lacht in der Tat sieghaft durch einen seltsamen Schicksalschleier hindurch. Das Gedicht „Gespenster“ kommt einem in den Sinn:

Am Horizonte glomm des Abends Feuer;
Ich stieg, indeß die Purpurglut verblich,
Zum Römerturm empor und lehnte mich
Randüber auf das dunkelnde Gemäuer —

Und sah, wie sich am Hange scheu und scheuer
Die Beerenleserin vorüberschlich.
Das arme Weibchen drückt' und duckte sich
Und schlug ein Kreuz: ihr war es nicht geheuer ...

Mich flog ein Lächeln an. Im Eppich neben
Der Brüstung flüsterts: „Freund, in deinem Leben
Ist auch ein Ort, wo die Gespenster schweben!

Führt dich Erinnrung dem zerstörten Ort
Vorbei, du huschest noch geschwinder fort,
Als das von Graun gepackte Weibchen dort."

Persönlichste Erfahrung ist oft merkwürdig mittelbar oder, besser, gegenübergestellt zum plastischen Symbol herausgemeißelt und verdichtet. Von Meyer könnte man in ganz besonderem Maße sagen: Seine Blutstropfen rinnen unverwischlich wie dunkelrotes Geäder durch das kostbare Gestein seiner Dichtung.

Ich kann mir nicht versagen, eigentlich in den Mittelpunkt dieses kleinen Rundganges durch die deutsche Lyrik ein großartiges Gedicht von C. F. Meyer zu stellen, das den kühnen Meister in seiner ganzen Besonderheit, soweit das in einem Einzelgebilde möglich, vielleicht am blitzartigsten beleuchtet und zugleich den weiten Gestaltungskreis aller Dichtung überhaupt mit wunderbar seelentiefer Symbolik umschreibt:

DER MUSENSAAL.

Jüngst trug ein Traum auf dunkler Schwinge mich
Nach Rom, der ew'gen Stadt. Den Vatikan
Betrat ich. Ich betrat den Musensaal
Verwundert, denn er war ein andrer heut,

Als ich geschaut mit jungen Augen ihn,
Da Pio Nono höchster Priester war.
Verschwunden aus dem edeln Oktogon,
Dem kuppelhellen, war der Musaget,
Apollo, der die Zither zierlich schlug,
Voranzugehn dem Chor tanzmeisterlich.
Die Neune saßen oder standen nicht
Umher, verteilt in schönen Stellungen —
In wilder Gruppe schritten eilig sie,
Wie Schnitterinnen, die auf blachem Feld
Ein flammendes Gewitter überrascht:
Voran die blutige Melpomene,
Die an den Söhnen rächt der Väter Schuld.
Sie trägt das Schwert und auch den Kranz von Wein.
Wer schreitet, schlicht gewandet, neben ihr?
Kalliope, die keusch und kindlich blickt,
Die den erblindeten Homer geführt,
Die tapfre Helden liebt und Schildgetos
Und Roßgestampf und dann abseits der Schlacht
In jugendzartem Busen Lose wägt —
Weithallend redet dort ein mächtig Paar,
Terpsichore und Polyhymnia:
„Der Tag ist fern und er erfüllt sich doch:
Die Völker schreiten einen Reigen einst,
Sich an den Händen haltend, freigesellt,
Vieltausendstimmig dröhnt der Chorgesang!"
— „Dann weicht das Leid! Nicht alles, aber doch
Das meiste Leid!" Euterpe flötet es,
Das liebliche Geschöpf, die Schmeichlerin!
— „Dann füllt," Erato lacht's mit blühndem Mund,
Die schöne Schelmin, die das Liebeslied,
Das Zechlied, für allein unsterblich hält,
„Dann füllt ein Jeder seine Schale sich
Mit duft'gem Wein und schlürft und Keiner darbt!"
— „Thörinnen!" gellt ein scharfgeschnittner Mund,
„Verspotte sie, mein Aristophanes! . . .
Doch eure Kampfgesellin bin ich auch!

Ich morde lachend, was nicht sterben kann,
In trunkner Lust, wie die Bacchante jach
Ein Zicklein oder Reh in Stücke reißt.
Mordlust'ger bin ich noch und tragischer
Als du, mein Schwesterchen Melpomene,
Denn du erhellest unter Zähren dich,
Doch mein Gelächter, Tränen schluchzen drin!"
Thalia rief's und unterm Efeukranz
Verlarvte mit der Satyrmaske sie
Die wehmutvoll ergriffnen Züge sich
Und hob mit nerv'gem Arm das Tympanum.
Die letzte wandelt nach Urania,
Die Gläubige mit dem gehobnen Blick
(Die Andern heißen sie die Schwärmerin),
Doch trennt sie sich von den Geschwistern nicht.
Sie sieht den Sturm der Erdendinge ruhn
In friedevollen Händen immerdar —
Aufflattert das Gewand! Die Locken wehn!
Die Kuppel weicht! In leuchtend tiefem Blau
Entfesselt schwebt der Musenchor einher.

Das ist das Weltdialektische und Dramatische in Meyers lyrischem Stil. Nun ein kurzes heroisches:

SCHILLERS BESTATTUNG.

Ein ärmlich düster brennend Fackelpaar, das Sturm
Und Regen jeden Augenblick zu löschen droht.
Ein flatternd Bahrtuch. Ein gemeiner Tannensarg
Mit keinem Kranz, dem kargsten nicht, und kein Geleit!
Als brächte eilig einen Frevel man zu Grab.
Die Träger hasteten. Ein Unbekannter nur,
Von eines weiten Mantels kühnem Schwung umweht,
Schritt dieser Bahre nach. Der Menschheit Genius war's.

Für seine gewaltige Kraft, wesentlich gültiges Lebensgefühl im einheitlich geschlossenen Bilde wachsen zu lassen und mit herrischer Lyrik zu bewältigen, zeuge:

DAS HEUTE.

Das Heut ist einem jungen Weibe gleich.
Schlag Mitternacht wird ihm die Wange bleich.
Es schaudert. Einen vollen Becher faßt
Es gierig noch und schlürft in toller Hast.
Der üpp'ge Mund, indem er lechzt und trinkt,
Entfärbt sich und verwelkt. Der Becher sinkt.
Langsam zieht es den Kranz sich aus dem Haar.
Das Haar ergraut, das eben braun noch war.
Tief runzelt sich das schöne, schuld'ge Haupt.
Zusammenbricht das Knie, der Kraft beraubt.
Die Horen kleiden dicht in Schleier ein
Und führen weg ein greises Mütterlein.

Manchmal ist mir's bei Conrad Ferdinand Meyer, als ob er brennende Eisblöcke dichtet. So stark ist die aufgespeicherte Spannung und der Luftdruck, unter dem der harte Kristall aufzulodern scheint. Und in andern Gedichten wieder ein so tiefer, schlichter Ton des menschlichen Herzens, seiner Lust und seines Leides, wie in den unsagbar schönen, ans Innerste rührenden Versen:

AM HIMMELSTOR.

Mir träumt, ich komm ans Himmelstor
Und finde dich, du Süße!
Du saßest bei dem Quell davor
Und wuschest dir die Füße.

Du wuschest, wuschest ohne Rast
Den blendend weißen Schimmer,
Begannst mit wunderlicher Hast
Dein Werk von neuem immer.

Ich frug: „Was badest du dich hier
Mit tränennassen Wangen?"
Du sprachst; „Weil ich im Staub mit dir,
So tief im Staub gegangen".

KLAUS GROTH.



Es war an einem herrlichen Sommernachmittage gegen Ende der achtziger Jahre, als ich mit einem jungen Mailänder, Pacifico Valabrega, der die „Hochzeit des Mönchs“ ins Italienische übersetzt hatte, den Dichter zuerst besuchte und in frischer, lebendiger Heiterkeit traf. Unvergeßlich bleibt mir, wie Konrad Ferdinand Meyer, mit uns den großen, früchteprangenden Garten seiner seebeherrschenden Besitzung auf- und abschreitend, in überraschend glücklichem, wie selbstverständlichem Wechsel, das Gespräch bald deutsch, bald italienisch, auch französisch führte und mit natürlichem Behagen sich je nach dem Angeredeten der freien Wahl der Sprache überließ. Das ganze Wesen des Dichters strahlte Kraft und Wohlgefühl aus, von seiner wahrhaft entzückenden Liebenswürdigkeit und weltmännischer Anmut der Gebärde nicht zu reden. Dazu der schon südlich blaue Himmel und der weite Blick auf den drunten lang hingestreckten See und das „große, stille Leuchten“ der Schneegebirge in der Ferne! — Dann kamen bald für ihn die schlimmen Tage, wo ihn „die Kraft verriet“ und altverhängnisvolle Krankheit dämonisch überfiel. Und ungefähr zehn Jahre nach jener Begegnung schrieb ich folgende Strophen, die dem vor dem Heimgang noch zur letzten Klarheit wieder Genesenen galten:

DER STERBENDE DICHTER.

Das durch Purpurflut des Abends gleitet,
Einen müden Dichter birgt das Boot,
Letztes Feuer noch sein Haupt umloht,
Eh der heilige Schatten näher schreitet.

„Fährmann, führe mich zur stillen Klause,“ —
Mit dem großen Blick der Meister spricht —
„Meine Seele trinkt des Friedens Licht,
Wo mir Ruh winkt, ist mein Herz zu Hause.“

„Wo dir Ruh winkt, will ich gern dich führen,
Deine Freunde folgen dir von fern.
Noch ein Weilchen, und der Abendstern
Läßt den milden Glanz der Welt dich spüren.“

Leises Warten, wie nach innen Lauschen;
Sieh! Der Leuchtende lehnt sich zurück.
Silberlocken streift ein goldig Glück,
Und von reinem Ruhme geht ein Rauschen...

Dem bis ins späte Alter unablässig und vorbildlich nach künstlerischer Vervollkommnung ringenden Dichter von Kilchberg am Züricher See hat ein norddeutscher Poet, zu dessen sympathischsten menschlichen Zügen allzeit der freudige Ausdruck der Bewunderung fremden Schaffens gehört, folgenden feinen Gruß vom Meer zu den Schweizer Bergen gesandt:

AN CONRAD FERDINAND MEYER.

Ein goldner Helm in wundervoller Arbeit —
In einer Waffenhalle fand ich ihn
Als höchste Zier.

Und immer liegt der Helm mir in Gedanken,
Des Meisters muß ich denken, der ihn schuf,
Bin ich bei Dir.

Das war aber der Gruß eines Meisters an den andern, denn der Spruchvers kam von Detlev von Liliencron aus Holstein.

Ach, wie gerne möchte ich Ihnen jetzt mein ganzes Herz ausschütten über unsern lebensmächtigen, reichgesegneten Liliencron, der in staunenswerter Vollkraft mitten unter uns Werk für Werk schafft!

Wenn ich Liliencron aufscblage, mag es sein wo es will, so überkommt mich dieses weltfrische Lustgefühl, wie es eben nur die ursprüngliche, unverwässerte Natur, menschliche und künstlerische Freiart und das doch meist durch Humor und Takt gemilderte Sichgehenlassen eines in sich von vornherein fertigen, übersprudelnden Temperamentes zu erzeugen vermögen. Der holsteinische Dichterfreiherr ist

wahrlich eine Spezies Wundertier in diesen Zeitläuften. Und ich will Ihnen auch sagen, warum. Er hat als deutscher, um die Wende das XX. Jahrhunderts lebender Staatsbürger das Rätsel gelöst, für sich eine völlig naive Potenz zu bilden und sich dichterisch, ohne von des Gedankens Blässe angekränkelt zu sein, mit verblüffender Natursicherheit auszuleben. Das ist an sich ein Fall und eine Tat zum Himmelhochjauchzen und läßt mir wenigstens keine Ruhe, dafür dem Dichter immer von neuem mit warmen Händen den purpurnen Trank der Begeisterung auszugießen. Jawohl, schön war es vor Jahren für diesen Prachtdichter Lanzen zu brechen, als eine verhutzelte Literaturhistorie und faule Tageskritik zu solch enthusiastischem Beginnen noch schauderhaft scheel sah — und schön ist es auch heute, seine alte Liebe ungeschmälert zu bekennen, trotz der gemachten Blätter, die sich, dem Sinne der Erfolganbeter gemäß, bereits in den wohlverdienten Lorbeer Liliencrons mischen möchten. Sie sind ganz überflüßig, denn der Kranz ist auch so reich und voll.

Wie war es doch? Als unsere liebe deutsche Frau Dichtkunst der matten Umarmungen so mancher schönrednerischen Ritter vom Pegasus einmal wieder gründlich satt war, ergab sie sich in durstiger Minne dem flotten Maler und Bildhauer Jucundus Urgesundus Quodlibet und gebar danach auf der Reise zwischen Holstein und dem Aldebaran einen Sohn, der hieß Detlev Freiherr von Liliencron und war längere Zeit berittener Adujutant und Hauptmann, ehe er zum Dichter seiner „Adjutantenritte" avancierte. Dichter war er freilich schon von Kindesbeinen an gewesen, aber daß er zu seinem Gedicht erst kam im Alter ausgereifter Männlichkeit, ähnlich wie Conrad Ferdinand Meyer, das war wirklich ein Glücksfall für ihn und uns alle. Er erschien sogleich als ganzer Künstler, der mit großem Erfahrungs- und Anschauungsreichtum aus dem Vollen wirtschaften und die künstlerisch wenigstens bei manchem zweifelhaften Flugschrauben jugendlicher Rhetorik leicht entbehren konnte.

Liliencron ist im Goetheschen Sinne ein Dichter der sinnlichen und imaginären Eindrücke, ich glaube er weiß gar nicht, was Theorie und Abstraktion ist. Jedenfalls steht er mit diesen schemenhaften Wesen als Künstler auf gespanntestem Kriegsfuß. Und so hat Alles Hand und Fuß, Umriss, Farbe und Fülle bei ihm — und mit blassen Wortphantomen wird nicht genebelt und gequirlt. Die lyrischen Bücher Liliencrons setzen in Erstaunen ebenso durch die strömende Mannigfaltigkeit der Stoffe und Motive wie durch die erquickende Kraft und Frische der Darstellung.

„Er tastet mit dem Herzen," sagt der geisteskühne Dichter und Dichterpsychologe Kurt Piper, ein jüngerer Freund des „nicht umzubringenden" Lebenskämpfers, in seiner durchdringenden Abgrenzungsstudie „Goethe und Liliencron" von letzterem, „er tastet mit dem Herzen, mit instinktivem Gefühl mit beispielloser Sicherheit und Unbestechlichkeit zu seinen Erkenntnissen, und die tiefsten und größten Offenbarungen seiner Kunst sind ausschließliche und deshalb so stolze Offenbarungen rein künstlerischer Herzenssehnsucht. Die Genialität des Künstlerherzens hat vielleicht nie einen größeren, liebenswerteren Vertreter gefunden. Wer den herrlichen Menschen kennt, weiß, was ich meine. Nie kommt bei ihm der suchende, forschende, erkennende, analytische Verstand Goethes zu Wort. Logik, Wissenschaft, überhaupt alles an sich nicht Poetische liegt ihm fern. Er denkt mit dem Herzen und fühlt mit dem Gehirn, während Goethes Künstlerherz jederzeit in wechselseitiger Kontrolle mit einem gleich großen Verstande steht. In ihm ergänzen sich beide zu jener überlegenen Harmonie, die in dieser Vollkommenheit einzig dasteht. Es ist die „Goethische Harmonie"".

Wenn einer, so denkt Liliencron bei seinem gesamten Schaffen an alles andere eher als an ein verehrliches Publikum oder irgend eine den Geschmack der Zeit modisch beeinflussende „Richtung", er macht es wie die Ursprünglichen und wahrhaft Unbeirrbaren überhaupt: vielleicht einige wenige nächste Menschenkinder läßt er sich über der Schulter aufs Manuskript schauen, aber sonst: der reine

Photographie Eugen Kegel in Kassel.

Martin Greif.



Akt einer im letzten Grunde ganz einsamen Selbstbefreiung und Selbsterfüllung.

In seinem „Mäzen“, diesem höchst merkwürdigen Prosamischprodukt aus wundervollen Erzählungen, Skizzen und beichtenden Temperamentsausbrüchen über Literatur und Leben in Deutschland, in denen er sich mit der drastisch elementaren Stilfrische des geborenen Antiphilisters seinen Haß und seine Liebe in Dingen des künstlerischen Gewissens von der Leber weg schreibt, ein Brief- und Tagebuchbismarck der Dichtung, in diesem „Mäzen“ sagt Liliencron an einer Stelle die bezeichnenden Worte; „Über das tiefste Wesen eines echten Dichters ist eine Erklärung nie möglich. Goethe schrieb das unerreichbarste Deutsch, die Gedichte seiner Jugendjahre werden von keinem Dichter je nachgemacht werden können. Diese Freude, dieser Puls, dies Jauchzen, diese überquellende Dankbarkeit, wenn er glückliche Stunden durch die Gunst eines Weibes genossen, dies Entzücken dann. Shakespeare und Kleist gaben uns den Vergleich, das Bild. Daran namentlich ist auch ein wirklicher Dichter zu erkennen. Das gewöhnliche Publikum achtet nicht auf die Schönheit eines Vergleiches, des Bildes, es kann diese Schönheit nicht verstehen, es fehlt ihm der feine Sinn dafür.“

Wie soll man nun Liliencrons wesentliche Eigentümlichkeit in der künstlerischen Lebensbewältigung kurz ausdrücken? Vielleicht annäherungsweise in bestimmter Hinsicht so: Fast überall ein fein geschautes und sicher gewahrtes Verhältnis des besonderen Gegenstandes zum Gesamtdasein; keine Spur von dekorativer Aufbauschtechnik, wie sie das Merkmal künstlerischer Klexvirtuosen ist, die sich gar nicht genugtun können, um das bißchen Höhepunkt ihres Sujets mit Pauken und Trompeten parademäßig schmetternd herauszustreichen. Manchmal sind die Gedichte Liliencrons — die mächtigsten, keineswegs die „beliebtesten“ — wie seine Erzählungen erschütternd schlichte Tragödien, die aus dem gewöhnlichen Leben leise, fast unmerklich aufkeimen und plötzlich aus der alltäglich gepflügten

Scholle emporschießen wie Drachensaat eines ungeheuren Schicksals. Liliencron läßt uns etwa Empfindungen erleben, wie wenn unversehens aus blauer Luft eine Granate in gemütlichem Bogen zur Erde fällt, platzt und grauenvolle Verwüstung anrichtet. Gleich darauf glüht aber die ewige Sonne wieder aufs friedliche Feld, und alles ist wie vorher. Liliencron birgt Welten von Gefühl, wird aber nie sentimental. Der lebensstarke Wirklichkeitsmensch in diesem oft engelszarten Siriusträumer gibt der Gefühlslinie stets das richtige und darum so rein wirkende Maß. Das gleiche Komplement und Korrektiv, das ihn vor zerfließender Phantastik schützt, trägt seine kolossale Phantasie in sich.

Eine bis ins einzelne gehende Charakteristik seiner eigentümlichen Phantasiebildungen und bevorzugten individuellen Lebensfühlungen kann ich, so verlockend es wäre, hier nicht geben — erwähnen will ich nur, daß zum Beispiel „Amor und der Tod“ kein so unpassendes Sujet für einen Liliencrongrabstein abgeben würde. Sie sehen, bei möglichst und hoffentlich noch sehr lange lebenden deutschen Dichtern denkt man unwillkürlich gleich an den Grabstein. Eine Folge unseres entarteten literarhistorischen Vorstellungsvermögens. „Amor und der Tod“ — auf allen Wegen und Stegen huscht und flitzt ihm der nackte kleine Kerl mit Pfeil und Bogen vor und zwischen den Beinen durch — im Kornfeld wie im Ballsaal, im Café wie in der Bauernschänke, im vornehm stillen Park wie im lauten Strich und Trubel der Straße . . . lachend und weinend, träumerisch und toll, ist er sein geflügelter Adjutant, und der Tod in allen möglichen Garnituren ist, glaub' ich, Stubenbursch beim Hauptmann Liliencron — wenn der „Herre Hauptmann“ befiehlt, steht er schon in der Tür kerzengerad, entweder einfach trostlos oder er schneidet ein schreckliches Gesicht, führt eine schauerliche Kapriole auf und läßt im Nu eine ganze Kompagnie hoch- und niedriggeborener Erdenbürger als gemeine Gerippe vor seinem im dichterischen Dienst vorgesetzten Befehlshaber antreten . . . Aber nicht nur so, er wandelt sich auf einmal in einen

Genius, eine blasse junge Frau, und stützt das müde Haupt tieftraurig auf die Schulter des Dichters. Liliencron gibt in der Tat eine ganze Reihe ergreifender oder grotesker moderner Totentanzbilder und drüber und drunter und zwischenhinein diesen nicht endenwollenden Gestaltenzug von Liebesgöttern und -Göttinnen, als da sind: schlanke Prinzessinnen, dralle Melkmägde, lustige Kellnerinnen, traurige Komtessen und umgekehrt, wie es gerade kommt im Leben und Dichten eines Mannes, bei dem die Kunst zu lieben mit der Liebe zur Kunst von jeher einen so anregenden und frisch pulsierenden Verkehr unterhielt. Der Erotiker Liliencron — es ist das natürlich nur eine Seite des sehr vielseitigen Dichters — überschüttet uns mit einer solchen Flut wilder Feldblumen und feiner Edelrosen aus den Fluren der Fauna und den Gärten der Aphrodite, daß wir duft- und farbenberauscht ein Hosiannah anstimmen der Liebeskraft, die sich derart in entzückenden Liedern auszuschwelgen und die Welt mit künstlerischen Wonnetaten zu bereichern vermochte.

Das an Menschenkenntnis meist unglaublich vor den Kopf geschlagene literarische Sittenrichtertum wollen wir bei dieser Gedichtgruppe ein für allemal den strebsamen Herren Pharisäern, braven Schriftgelehrten und Mitgliedern des Männerbundes für „moralische Musterlyrik" überlassen.

Ich stehe hier nicht zu rechten und zu richten — ich stehe da zu reichen von dem, was Liliencrons gabenhäufende offene Dichterhand uns geschenkt hat in entzückend natürlicher Menschlichkeit. Und ich versuche noch einmal im Gleichnis anzudeuten, wie die dichterische Physiognomie unseres ragenden Zeit- und Kunstgenossen mir einst erschienen ist: Ein Wort, ein Bild! Der Acker der Dichtung dampft, wohin der Poet tritt; an dichter blühender Hecke lehnt morgenfrisch ein kräftig-schönes Weib — hat Rubens es gemalt? Der nackte Fant, der die rotgespitzten Pfeile im Köcher führt, ist das der Liliencronprinz Cupido? Und der Herr des Feldes, von den Teckeln der Laune umtänzelt, der mit Waidmannsheil das üppig-stolze Weib

grüßt, lächelt er aus wonniger Lust des Lebens oder sieht er etwa schon den Herrn der großen Hasenhetze, Meister Tod, um den Knick biegen? Gleichviel — die Flur blitzt auf, und ein hell Jubilieren bricht an:

„Freut euch, ihr Vögel auf offenem Feld!
Uns ist allhier erschienen ein echter Dichterheld.
Ach wär' er nur ein Finke wie wir so frei,
Ihm wäre noch zehntausendmal wohler dabei."

Wenn auch nicht wie ein Finke — wir wohnen in Steinhäusern — eine freie Natur köstlichsten Kalibers ist der Dichter. Wie unser Kurt Piper in seinem Gedicht an Detlev v. Liliencron so knapp und wahr sagt:

„Einsam steht im Marktgewimmel
Wohl dein freies Leben.
Was ihm vorenthält der Himmel,
Muß der Boden geben."

Ich lese Ihnen — es ist ja ganz gleich, wo man bei dem fabelhaften Reichtum das lyrische Stück Gold gerade herausnimmt — zunächst den wikingerhaft sehnsuchtwilden

SCHREI.

O wär' es doch! Hinaus in dunkle Wälder,
In denen die Novemberwetter fegen!
Der Keiler kracht — Schaum flockt ihm vom Gebreche —
Aus schwarzem Tannenharnisch mir entgegen.
O wär' es doch!

O wär' es doch! Im Raubschiff der Korsaren,
Vorn halt' ich Wache durch die Abendwellen.
Klar zum Gefecht, die Enterhaken schielen,
Und lauernd kauern meine Mordgesellen.
O wär' es doch!

CONRAD FERDINAND MEYER VON CARL STAUFFER-BERLIN
MIT GENEHMIGUNG VON AMSLER & RUTHARDT IN BERLIN.



O wär' es doch! Ich säß' auf nassem Gaule,
In meiner Rechten schwäng' ich hoch die Fahne,
Daß ich, buhlt' auch die Kugel schon im Herzen,
Dem Vaterlande Siegestore bahne!
O wär' es doch!

O wär' es doch! Denn den Philisterseelen,
Den kleinen, engen, bin ich satt zu singen.
Zum Himmel steuert jubelnd auf die Lerche,
Den Dichter mag die tiefste Gruft verschlingen.
O wär' es doch!

Dann das traumschöne Tagelied mit dem fernsüßen Nachtigallabgesang und der unvergleichlich milden, reinen Weltfrieden atmenden letzten Strophe:

SCHÖNE JUNITAGE.

Mitternacht, die Gärten lauschen,
Flüsterwort und Liebeskuß,
Bis der letzte Klang verklungen,
Weil nun alles schlafen muß —
Flußüberwärts singt eine Nachtigall.

Sonnengrüner Rosengarten,
Sonnenweiße Stromesflut,
Sonnenstiller Morgenfriede,
Der auf Baum und Beeten ruht —
Flußüberwärts singt eine Nachtigall.

Straßentreiben, fern, verworren,
Reicher Mann und Bettelkind,
Myrtenkränze, Leichenzüge,
Tausendfältig Leben rinnt —
Flußüberwärts singt eine Nachtigall.

Langsam graut der Abend nieder,
Milde wird die harte Welt,
Und das Herz macht seinen Frieden,
Und zum Kinde wird der Held —
Flußüberwärts singt eine Nachtigall.

Und nun noch ein feierlich Meeresrauschen der Liliencronschen Dichtung, ein wunderbares, künstlerisches Zeugnis tiefen Herzschlages und geheimnisvollen urgermanischen Naturgeistes! Ein Gedicht, bei dem ich das Haupt neige und die Hände zu Dank und Andacht still übereinanderlege:

ÜBER EINEN TOTEN GEBEUGT.

Nun will ich Abschied von dir nehmen, Freund.
Wir tragen morgen dich von diesem Felsen,
Der weit hinausragt in die offne See,
Hinab ans Ufer. Über Kies und Muscheln,
Die knirschend unter den Sandalen bröckeln,
Auf unsern Schultern, sorglich, tragen wir
Dich in den rosenkranzumhangnen Kahn,
Und in die Mitte auf den Scheiterhaufen,
Den Räucherwerk und feuertrockne Reiser,
Hoch über Bank und Bord, umdichtet haben.
Im Schlepptau meiner kleinen Dampfbarkasse
Machst du die letzte Fahrt, aufs hohe Meer.
Und wenn die Sonne dann die heiße Stirn
Abkühlend eintaucht in die kalte Welle,
Verläßt du mich: Der Knoten wird gelöst;
Die Flammen fressen gierig deinen Leib;
Ein dicker Qualm steigt auf, das Taggestirn
Verdunkelnd, das in diesem Augenblick,
Wie du, den Augen schwindet . . .
So war's dein Wunsch, und heilig ist er mir.

Der griechische Tempel, seine dorischen Säulen,
— Sechs sind es nur, in hoheitsvoller Strenge —
Die kühle Halle hält dich heute hier.
Ein sonderbar Gelüsten deiner Seele:
Auf Nordlands Klippen, zwischen Nordlands Tannen,
Wo sich im Dämmertag des langen Winters
Der weiße Fuchs umhertreibt und mißtrauisch
Das bronzene Opferbeckenpaar beschnüffelt,

Aus dem du Zeus in Odins Flockensaal
Den Rauch gesandt — ein sonderbar Gelüst:
Die Asen zu begrüßen im Olymp.
Dein heitres Herz doch suchte heitern Weg,
In finstrer Heimat dich zurechtzufinden
Und unter Menschen, die, hausbacken, nüchtern,
Verständnislos dem Frohsinn gegenüber
Die Stirn zusammenzogen, wenn du lachtest.
Kaum merklich kraust den Ozean ein Lüftchen.
Die Brandung hör ich spielend unten klatschen,
Sonst unterbricht selbst einer Möwe Schrei
Die große Stille nicht — wir sind allein.

Wir sind allein — ich beuge mich zu dir:
Du glaubtest nicht an Gott, nicht an den Himmel,
Nicht an Unsterblichkeit und Wiedersehn.
Gib mir ein Zeichen: Hast du dich getäuscht?
Hat eines Engels lichtvolle Gestalt
Den Arm dir traut gelegt um deinen Nacken
Und führt dich, selig lächelnd, aufwärts zeigend,
Zum frohen Palmenwald des Paradieses?
Und wandeln deine Freunde dir entgegen,
Zum Willkommgruß die lieben Hände streckend?
Gib mir ein Zeichen: Hast du dich getäuscht?
Ach, wie der ausgelöschte Käfer liegst du,
Mensch — Käfer — den der plumpe Schuh des Todes
Erbarmungslos zertrat im Weiterschreiten,
Im Weiterschreiten, das kein Hemmnis aufhält.

Die Brandung hör ich nur und keine Antwort.
Doch . . . aus der Brandung . . . ist es deine Stimme,
Die mühevoll . . . nein, nein, die Brandung nur . . .
Ich richte mich empor und ratlos fragt
Mein Blick die unbegrenzte Wasserbahn,
Die unter wolkenloser Bläue glitzert.
Kein Segel, keine Schwinge — alles leer;
In ihrer Urkraft droht mir die Natur.

Mich an die Säule lehnend, eine Stunde
Wohl stand ich so, dann wieder bog ich mich,
Zum letzten Abschiedskuß, auf meinen Freund;
Und während ich die bleiche Stirn berührte,
Flog über uns, den Marmelstein beschattend,
Ein wilder Schwan in trotziger Lebenskraft.

Seit ich Liliencrons Gedichte in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre zuerst kennen lernte, liebe und bewundere ich sie. Ich werde diesen Gefühlen treu bleiben, solange ich selbst Natur und Poesie in den Adern habe. Wenn ich erst einmal einen wundervollen Blütenstrauß mürrisch beiseite schiebe oder eine großartige Wald- und Wiesenwanderung nicht mehr zu würdigen weiß, also ein elender Stubenhocker und Griesgram geworden bin, dann werde ich auch Liliencron „überwunden" haben und von meiner „Überschätzung zurückgekommen" sein. Bis dahin hat's gute Weile. Und der Teufel soll mich holen, wenn der herrliche Dichtersmann für mich je ein „verflossener Standpunkt" sein wird. Haben wir denn etwa heute, unter den vielen feinen und aparten Talenten, Überproduktion an so genialen Rackern der Natur? Ich wüßte nicht und habe doch so „schrecklich viel gelesen". Ich halte Sie nun vor allem — andernfalls hätte ich Ihnen meine Begeisterung nicht brühwarm dahingegeben — für so gescheit, daß Sie rückhaltlose Verehrung und ungetrübte Genußfähigkeit nicht zum literarischen Abhängigkeitsverhältnis degradieren. Sonst soll Sie der Teufel holen! Vielleicht entzückt mich Liliencron nicht zum wenigsten so sehr, weil Gott mir ein eigenes Auge und einen eigenen Ton gab. Und daß ich in menschheitlichen, volklichen und kulturellen Dingen vielfach wesentlich anders fühle und denke als Liliencron, das trübt meine künstlerische Freude nun einmal nicht. Bleibt ein besonderes Geistessehnen ungestillt, so ist das eine im Verhältnis zum Dichter exterritoriale Empfindung und schwingt über die gegebene Sphäre hinaus. Liliencron ist Liliencron und — Ich bin Ich. Auf diese Weise kann

Geehrter Herr,

ich danke Ihnen
freundlichst für die
Übersendung der Strophen,
welche mich, so viel
ich bis jetzt davon

ief Conrad Ferdinand Meyers an Karl Henckell nach Übersendung
es Jugendwerkes „Strophen“.



gesehen, welche ang-
hen, das sich wohl
für einen alten
Herrn schickten, weg
es ist viel Tugend und
Gifte darin, ein

…keiner Begriff und ein wirklicher
Talent wenn ich nicht irre.
Doch freilich ist alles
noch ein bischen typisch-
…ine Unterscheidungen u.
…hervorstechenden …
…ben wie wäre der

möchten mit ... Jahren

[illegible] wozu

Sie herzlich beglückwünscht

Ihr

ergebener

[illegible]

17 April 1881

man von Zeit zu Zeit überraschend schön Dichterzwiesprache halten. — Liliencron, oder das morgenleuchtende Meer: in beiden sich frisch zu baden, welche Lust!

Indeß der Haideprinz der deutschen Poesie, für das liebe Publikum damals noch mit der Tarnkappe versehen, mit seinen sicheren Naturinstinkten ganz aus sich heraus eine eigene Welt dichterisch gestaltete, himmelweit entfernt von der an allzuschöner „Schönheit" verblichenen Welt — indessen war es auch wie von selbst geschehen, daß an verschiedenen Ecken und Enden deutscher Lande ein neuer Dichtergeist seltsam zu rumoren begann. Das war so um die Mitte der achtziger Jahre. Ich persönlich war — ich hatte gerade die „klassische" Reifsprechung hinter mir — einerseits zu sehr Rädelsführer und mit von der Partie und fühle mich andererseits noch nicht literarischer Mummelgreis oder eingeschachteltes und eingesargtes Dichtergerippe genug, um bereits heute vor Ihnen den gravitätisch gespreizten Schulmeister jener lyrischen Brauseperiode spielen zu mögen. Auch brenne ich keineswegs darauf, den kritischen Bakelschwinger meiner mitlebenden und — schaffenden Brüder im Herrn Apollo hier herauszubeißen. Sie werden das hoffentlich mitfühlend verstehen und mir gütigst in der Folge eine von der eigenen Zeitgenossenschaft durchschimmerte Art und Form der Schilderung einräumen. Es gibt ja zudem schon ein Dutzend Literaturgeschichten und anderthalb Dutzend Anthologieeinführungen bis auf den heutigen Tag. Da kann männiglich, beziehungsweise weibiglich sein Bildungsbedürfnis genugsam befriedigen. Ich will mich als im Lichte schaffenden Menschen und Mitmenschen, nicht als Sklaven einer öden Registrier- und Rezensierschablone empfinden.

Genug — eine werdende Welt rief neuen Dichtern und neue Dichter riefen einer werdenden Welt. Es war eine lyrisch-kulturelle Schwangerschafts- und Gebärperiode im neuen deutschen Reich. Einige dichterische Draufgänger

gab es, mit durchbrechender Kraft, und viele Mitläufer, die der Flugsand der Zeit wieder verwehte.

Ich glaube, drei Hauptströmungen wirkten so mächtig aufwühlend im Bewußtsein der damaligen Dichterjugend. Einmal das hochgesteigerte, mit dem errungenen nationalen Einheitsgefühl verwobene Volksgemeinschaftsgefühl, das sich zum umfassenden neuen Gesellschaftsgefühl erweiterte — dann, scheinbar, aber nur scheinbar im größten Gegensatz dazu das mit neuem Allgeist getränkte Ichgefühl der Persönlichkeit, und ferner der ebenfalls hochgesteigerte Wahrheitsdrang des natürlichen Lebenswillens, der aus der kieselschleifenden Konvention immer wieder zur kantenbildenden Natur sich hinkehrt. Diese Grundwogen, die wild durcheinanderschäumten und bald aufeinander prallten, bald sich vermischten, trugen das neue Leben empor. War einer nun zum Dichter geboren, so spürte er wonneschmerzlich, wie das alles in ihm wort- und bildsuchend zusammenwirbelte und -gohr. Literarische Einflüsse von außen traten diesem elementaren Vorgang gegenüber entschieden zurück, und selbst die herrlich-frischen ästhetischen Mahnrufe einer reformatorischen Kritik, wie sie unvergeßlich von Heinrich und Julius Hart in Berlin, von Michael Georg Conrad in München an das junge, sich durchtastende Geschlecht ergingen, konnten die innere Stimme doch nur ermuntern, bestärken und bestätigen. — Teure Vorkämpfer fielen als Opfer in der Schlacht, Morgengesänge einer schöneren Zukunft auf den Lippen. Hermann Conradi vor allem, unser Mitbevorworter der „Modernen Dichtercharaktere", jenes ersten lyrischen Sammelwerks der neuen Zeit, in dem die ganze schwüle Herzenssehnsucht einer wahrheits- und freiheitsdurstigen Jungmannschaft sich in lodernden Flammen und schwelenden Rauchwolken offenbarte. Von Wilhelm Arent, dem Herausgeber des merkwürdigen, gemeinschaftlichen Bekenntnisbuches, steht auf einer der ersten Seiten das ergreifend schöne Gedicht:

DAS ZIEL.

Schon als ich noch ein Knabe war, zog es mich hin zu anderm Stern,
Tiefheißes Sehnen faßte mich, doch blieb mir die Erfüllung fern.
Ich fieberte all meine Tag'! Oft stürmt ich in das Feld hinaus . . .
Der brünstige Leib verkühlte sich in Regenschaum und Sturmgebraus.
Der Seele Schrei: Ich hörte ihn in tausendstimmigen Melodien,
Ich sah auf dunklen Fittichen die toten Leidgenossen ziehn.
Die ewige Dämmerung zerstob: Die Nebel teilten sich zu Hauf,
Lichtfremde Welten taten sich vor meinen Geistesaugen auf.
Nicht Lust noch Schmerz barg mehr die Brust: Zu Ende war gekämpft die Schlacht.
Das All war ich, ich war das All: so ward mir Friede in der Nacht.

Wilhelm Arent, echtes überreifes Berliner Weltstadtkind, wilder Irrstern, in Nacht und Dämmerung erloschen! Mit so feinen stimmungslyrischen Organen, mit der Gabe blitzschneller Empfängnis beschenkt, aber zerfließend und zerstiebend in nebelhaftem, wahnsinnigem Versrausch, der auch die zarten, schwermütigen Blüten seiner Poesie in dem Strudel trüber Vergessenheit mit untersinken ließ. Hier zwei ganz kurze See- und Meeresstimmungen von ihm:

MÜRITZ-SEE.

Gelb flimmern die Wasser
In violettem Dunst;
Wie stygische Schatten
Breitet die Dämmerung
Ihre blauen Flügel . . .
Wie das Auge der Hölle

Glüht gespenstisch
Des Riesenmeilers
Rötliche Lohe;
Uferlos wogt
Der Hauch der Nacht,
Und der Seele Fittige
Streifen träumerisch
Die ewigen Sterne.

STRANDBILD.

In stolzer Empörung braust das Meer . . .
Über der Bäume Wipfel her
Kommen Norwegs Möven geflogen,
Als käme der weiße Tod gezogen.

Gespenstisch dämmern die grauen Lande,
Über dem aschfahlen Dünensande
Liegt der Vernichtung düsterer Traum,
Als schluchzte der weinende Himmelsraum.

Das Bild des armen, kranken Halbgenies gab mir einmal die Verse ein:

Die Hetzpeitsche in der fiebernden Hand,
Im Haar die zerflatternde Rose,
Rast die irrende, ruhelose
Muse vom Quell zum Wüstensand
Und wirft vor der Sphinx sich in Pose.

Hermann Conradi, der mit 28 Jahren Dahingeraffte, war ein von den elementarsten Lebensgewalten geschüttelter und erhobener Sachsenjüngling aus Magdeburg, dessen Erscheinung sein Landsmann Johannes Schlaf in einer prachtvoll lebendigen Erinnerungsvision so schildert:

„Ich sehe seine untersetzte,
Breitschultrige Gestalt,
Den Hals mit einem Seidentuch umschlungen,
Und unter dem schwarzen Kalabreser hervor,

Einen rechten Anarchistenstürmer und Wolkenschieber,
Kaum gebändigt,
Diese wunderbare Fülle und Gloriole
Der seidenfeinsten üppigsten Rotgoldlocken.
Diese rotgolden bübische Pracht
Um das marmorblasse Gesicht
Mit dem rosenroten, dicklippigen, moquant aufgeschürzten Mund,
Zwischen seinen beiden tiefen, bitteren Furchen,
Mit seiner frechen Stumpfnase,
Zwicker vor lichtblauen, hellen, scharfen Augen;
Und der skelettierte Knotenstock!
Wetter! Wie war er häßlich und interessant!
Nein: schön!
Wie edel und stolz er den Kopf zurücktrug!
Wie das und wie seine spöttische, so kalte Miene
Da irgend etwas, so stolz, so herbe zu maskieren suchte!
Wie mich das durchzuckte!
Was jeden Anderen von ihm zurückgeschreckt hat!
Wie ich ihn liebte!
Ja, ich weiß: alles war dies;
Einer!
Alles diese unaussprechliche Magie."

Conradi hinterließ die von Fruchtbarkeitskeimen nur so strotzenden „Lieder eines Sünders." Die Jugendtragödie eines außerordentlichen, in das Vordertreffen des Kampfes um eine höhere Menschheitsform hineingestellten und unbarmherzig zerschmetterten Menschen lebt sich in diesen durch und durch aufrichtigen, nicht selten großatmigen Rhythmen aus. Eine mächtige hölderlinische, nur viel blutvollere Sehnsucht strömen die reifsten Gedichte aus. Conradi war eben kein Figurant und kein Artist, sondern eine künstlerische Persönlichkeit; er wollte die Pfützen und Moräste des Daseins nicht mit dem Rosenöl flacher Schöngeisterei überschütten, ein Feind der billigen Vertuschung auch um den Preis des beleidigten ästhetischen Wohlge-

fallens. „Jedes einzelne Gedicht, sofern es wahr, nicht gemacht ist, illustriert eine gewisse Art des geistigen Seins, erschließt mehr oder minder klar bestimmte, individuelle Wesensmomente... Durch alle Höhen und Tiefen, Verirrungen und Fährnisse, Errungenschaften und Niederlagen führt der Weg." Und „Ich kann mir nicht denken, daß ein Mensch — ich spreche dieses Eigenlob, das darum nicht „stinkt", weil es in dieser Verbindung zugleich einen Vorwurf gegen mich enthält, scheulos aus — leidenschaftlicher mit dem Höchsten und Tiefsten gerungen hat, denn ich.. und damit Gott befohlen!" So steht es in dem pfeilerstarken Vorwort der „Lieder eines Sünders", und so dichtete Conradi.

„Aus sumpfigem Frühlingsanger", — so erscheint mir sein Geistesbild — schießen die Keime und lichtgrünen Sprossen nur so in die Höh, „des Frühlings Blut" quillt aus allen Poren, der junge Morgenwind singt das Lied von der schwarzen Nacht — ein Jüngling trabt durch die feuchte Schollenwelt und sinkt auch wohl bis über die Knöchel in Morast, wehklagend und frohlockend, ein stürmischer Säugling neuer Welten... warum beschleichen ihn die Schatten der Nacht, da es doch Morgen ward? Warum verschlang ihn das widrige Moor, da er doch Baldur erblickte?

Ostara, die heilige Lenzgöttin, wand ihm mitleidig weiße Glöckchen und gelbe Himmelsschlüssel ums Haupt....

Ich lese wenigstens zwei Gedichte, um Ihnen doch eine Vorstellung von dem poetischen Gepräge eines verstorbenen Dichters der umwälzenden Generation zu verschaffen, dessen Würdigung durch das unaufhaltsam vorwärtseilende Schaffen der Überlebenden für eine größere Öffentlichkeit allzusehr zurückgedrängt worden ist. Zuerst die süße, neutönende Strophik erfüllungsuchenden, wunderbar keuschen Liebesverlangens.

FRÜHLINGSSEHNSUCHT.

Da nun die Nächte kamen,
Die Nächte wundersüß,

Wo letzter Nachtigallenschlag
Die Stunden feiert früh vor Tag
Und erstes Rosendüften:
Sehnt sich mein Herz nach Liebe,
Nach Glück —
Nach dem verlornen Paradies
Zurück . . .

Mir ist's, als klopften Geister
An meine braune Tür!
Als trät zu mir mit Glorienschein
Der König Frühling selber ein
Und brächte mir ein Mägdlein
Und spräche: Heil sei dir!

Ich bring dir eine feine Magd —
Soll fürder bei dir gasten!
Am Tage sei ihr Kavalier,
Geleit sie durch das Waldrevier,
Wo auf verschollne Pfade
Der Bilder, der verblaßten,
Kaum noch ein Schatten fällt —
Wo holder Götter Gnade
Vergessen ließ die Welt! . . .

Der Vögel Klang,
Der Fluren Duft
Und eurer Seelen Feuerdrang
Beflügele den Hochgesang,
Den eure Liebe tönt!
Nun gürte dich mit milder Kraft,
Und von den Göttern hingerafft
Sei mit der Welt versöhnt,
Da dich ein Gott gekrönt!

Hebt's aber an zu nachten,
Dann zäumt das Wandertrachten
Und kehrt, der Sehnsucht reich,
In diese enge Kammer ein,

Und bei kristallnem Sternenschein
Enthüllt ihr das Geheimnis,
Drin alle Wesen gleich . . .
Draus alles Sein entsprießt,
Drin alles Sein sich schließt.

Es liegt die Welt in Schlummer tief,
Euch ist's, als ob sie ewig schlief —
Noch ferne weilt der junge Tag —
Da letzter Nachtigallenschlag!
Ihr aber habt's begriffen,
Das Evangelium,
Das dieses Frühlings Wundermund
Den Kreaturen tuet kund —
Ihr aber habt's begriffen
Und seid in Wonne stumm!"

Da nun die Nächte kamen,
Die Nächte wundersüß,
Wo letzter Nachtigallenschlag
Die Stunden feiert früh vor Tag
Und erstes Rosendüften —
Sehnt sich mein Herz nach Liebe,
Nach Glück —
Nach eines Mägdleins weißem Leib
Zurück.

Doch ach! Die Rosen duften —
Es schluchzt die Nachtigall
Nicht mehr zu meiner Liebe Preis,
Verdorret ist das Wunderreis —
Und ob sich ungezügelt
Die Sehnsuchtsflamme flügelt
Und um Erhörung wirbt:
Die Pforte ist geschlossen,
Ich hab mein Glück genossen,
Der Gott hat sich verhüllt —
Und meine Sehnsucht stirbt
Ach! unerfüllt . . .

Für mich eins der liebeheiligsten und gefühlszartesten Gedichte, das ich überhaupt kenne.

Und nun die beiden Strophen aus den „Schwarzen Blättern“, in denen sich der junge Dichter eine dunkle Blüte in gewisser Vorahnung seines Geschickes selbst auf den Grabeshügel legte:

SCHWARZES BLATT.

Ich weiß — ich weiß: Nur wie ein Meteor,
Der flammend kam, jach sich in Nacht verlor,
Werd ich durch unsre Dichtung streifen!
Die Laute rauscht. Es jauchzt wie Sturmgesang —
Wie Südwind kost — es gellt wie Trommelklang
Mein Lied und wird in alle Herzen greifen . . .

Dann bebts jäh aus in schriller Dissonanz . . .
Die Blüten sind verdorrt, versprüht der Glanz —
Es streicht der Abendwind durch die Cypressen . . .
Nur Wenige weinen . . . Sie verstummen bald.
Was ich geträumt: sie geben ihm Gestalt —
Ich aber werde bald vergessen . . .

Nein, Hermann Conradi, du wirst nicht vergessen!

Andere aus jenem Jugendkreise der die weitere Entwicklung der deutschen Dichtung so stark beeinflussenden „Modernen Dichtercharaktere“ hielten es besser aus, Vater und Mutter, Nervensubstanz und Herzmuskel entscheiden da oft. Die es überstanden — eine Kleinigkeit war es gerade nicht, denn allzuviel raste entweder auf uns ein oder drückte mit brutaler Faust zu Boden — die es überstanden, gingen bald jeder nach seiner Fasson den menschlichen und künsterischen Weg, der ihrer Veranlagung und Neigung am meisten entsprach.

Arno Holz hatte uns damals sein fanfarenklingendes und einschlagendes „Buch der Zeit“ beschert, das mit meinen, Hartlebens und Mackays ersten Büchern beim alten Scha-

belitz in Zürich erschien und das trotz der epigonischen Eierschalen, die ihm gerade da, wo es am reimseligsten ist, ankleben, durch den lauten Herzschlag seines freiheitlichen Enthusiasmus und durch die virtuose Formfertigkeit einen starken Wiederhall weckte. Der junge radikale Ostpreuße ließ ein wahres lyrisches Aprilwetter los, epigrammatisch-polemische Schloßenschauer, in denen die Zuckerwasserpoeten derb abgekanzelt werden, neben Mailüfterln inniger, sonniger Liebesschwärmerei und rauhen Nächten hungerpfeifender Armeleutpoesie ... Ein neuerungsüchtiger Singvogel, der im alten dichterischen Waldrevier gar wohlgeschult zu schmettern verstand, flog eines Tages, nach andern Horizonten ausschauend, über einen Wald von Fabrikschornsteinen mitten in den Lärm der Weltstadt, wo er sich auf himmelhoher Zinne einer Mietskaserne niederließ. Ein graugekleidetes Geschwisterpaar stieg zu ihm empor und hörte in seinem Elend dem kecken Singschnabel gerne zu; da sang er denn drohende und spottende, klagende und jubelnde Weisen der neuen Zeit und ihres sozialen und politischen Evangeliums:

„Ins schwarze Schuldbuch unsrer Zeit
Sind meine Verse rote Glossen“

sagte Arno Holz darin von seinem dichterischen Anklägertum, und wie er seinen Neuererwillen kennzeichnete durch den Vierzeiler:

„Kein rückwärtsschauender Prophet,
Geblendet durch unfaßliche Idole,
Modern sei der Poet,
Modern vom Scheitel bis zur Sohle!“

so wies er doch mit Stolz auf die zeitlos dauernde Legierung aller echten Dichtung hin mit den Worten:

„ . . . Auch durch das junge Lied noch flutet
Das alte Nibelungengold“.

Ich möchte Ihnen aus dem „Buch der Zeit“ eines der später hinzugekommenen Gedichte vorlesen, das im guten Sinne modern charakteristisch erscheint und durch seine seelische Athmosphäre bezeugt, wie auch unsere sogenannten sozialen Lyriker keine simpeln Rechenexempel und billigen Fundgruben für literarkritische Schablonenweisheit abgeben.

TAGEBUCHBLATT.

Die letzten Sterne flimmerten noch matt,
Ein Spatz versuchte früh schon seine Kehle,
Da schritt ich müde durch die Friedrichstadt,
Bespritzt von ihrem Schmutz bis in die Seele.
Kein Quentchen Ekel war in mir erwacht,
Wenn mich die Dirnen schamlos angelacht,
Kaum daß ich stumpf davon Notiz genommen,
Wenn mir ein Trunkner in den Weg gekommen.
Und doch, ich spürte dumpf: mir war nichts recht,
Selbst die Zigarre schmeckte schlecht.

Halb zwei. Mechanisch sah ich nach der Uhr,
An was ich dachte, weiß der Kuckuck nur;
Vielleicht an meinen Affenpinscher Fips,
An ein Bonmot, an einen neuen Schlips,
Vielleicht an ein zerbolztes Ideal,
Vielleicht auch nur — ans Café National.

Da, plötzlich — wie? ich wußt es selber nicht,
Fuhr mir durchs Hirn phantastisch ein Gesicht,
Ein Traum, den ich vor Jahren mal geträumt,
Ein Glück, das zu genießen ich versäumt.
Ich fühlte seinen Atem mich umstreifen,
Ich konnt es förmlich mit den Händen greifen!

Ein verwehender Sommertag, ich war allein,
Auf einem grünen Hügel hielt ich im Abendschein
Und still war mein Herz und fröhlich und ruhte.
Leise unter mir schnupperte meine Stute,

Die Zügel locker, lang und laß,
Und rupfte büschelweise das Gras.
Es ging ihr fast kniehoch und stand voller Blumen.
Dazwischen roch es nach Ackerkrumen
Und hinten, die Flügel noch grade besonnt,
Mahlten drei Mühlen am Horizont;
Drei alte Dinger, fuchsrot beschienen
Und schon halb begraben hinter einem Feld Lupinen.
Sonst nichts, so weit der Blick auch schweifte,
Als mannshohes Korn, das rauschend reifte;
Dazu drüber ein ganz, ganz blaßblauer Himmel
Voll Grillengezirp und Lerchengewimmel.

Das war das Ganze. Doch ich sah die Farben
Und hörte den Wind wehn und roch die Garben.
Ein Sonnenblitz, drei helle Sekunden,
Gekommen — verschwunden!

Die Friedrichstraße. Krumm an seiner Krücke
Ein Bettler auf der Weidendammer Brücke.
„Kauft Wachs-streich-hölzer,
Schwedische Storm- und Wachs-streich-hölzer . ."
Mich fröstelte!

Arno Holz — ich spreche hier ausschließlich von dem selbstschaffenden Künstler, nicht von dem doktrinären Kunsttheoretiker und rabulistischen Polemiker, den er uns gern schenken könnte — wandelte sich mehr und mehr aus dem schneidigen Zeitdicher, der einst Gedichte wie „Den Franzosenfressern", „Noch eins!" „An einen Glacédemokraten" und den schönen, allbekannten Phantasuscyklus von dem verhungernden Träumer geschrieben, in den originellen, mitunter leider auch nur originalitätsüchtigen (hat er's denn nötig?) Feinkünstler oder lyrischen Tausendsasa des neuen „Phantasus". Er spürte im erstern Fall, um Wort und Vorstellung möglichst unverblaßt wirken zu lassen, einer Art Verkürzungsstil nach und reihte mit radikaler Ausscheidung schönklingender Entbehrlichkeiten — was an sich durchaus

DETLEV VON LILIENCRON
Photographie Dührkopp, Berlin.



wertvoll ist — nur die eigentlichen Hauptfaktoren eines Stimmungskomplexes an seiner typographischen Mittelachse auf. Lediglich mit der treffend individuellen Wahl der Worte und ihrer denkbar einfachsten Verbindung suchte er Anschauung und innere Vibration zu erzeugen, mit Verzicht auf jeden Reim. Daß ihm dies nicht selten ganz vorzüglich gelungen ist, besonders wenn er schlicht unverzerrte Natur und ebensolches Gefühl zum lyrischen Idyll formt, sehen Sie z. B aus folgender abendlichen Gartenstimmung:

In einem Garten
unter dunklen Bäumen
erwarten wir die Frühlingsnacht.
Noch glänzt kein Stern.
Aus einem Fenster,
schwellend,
die Töne einer Geige . . .
Der Goldregen blinkt,
der Flieder duftet,
in unsern Herzen geht der Mond auf.

Man denkt unwillkürlich an Thoma. Aber das eigentliche Gedicht steckt in der letzten Zeile. Vielleicht legt man auch in solche Kurzschriftlyrik vieles erst selbst hinein.

Ein Erzeugnis von kostbarlichem Reiz und gewiegtem Kunstgeschmack ist auch die Phantasie über die korinthische Marmorstatue:

Meine weißen Marmorfinger
tasten über meine Brüste.
Mich schuf Korinth; ich sah das Meer.
Tausend Jahre
unter Schutt und Tempeltrümmern
lag ich in schwarzer Erde.
Zwischen roten Disteln im Abendschein weideten Ziegen,
über mein blühendes Gab bliesen Hirten.
Tausend Jahre war ich tot.

Jetzt scheint die Sonne, der Himmel lacht, ich lebe.
Auf meine Schultern, durch gezacktes Laub
fallen zitternde Tupfen.
Meine Augen
weit geöffnet,
starren auf ein grünes Wasser.
In breiten, überhängenden Kastanienblättern
spiegelt sich und spielt
sein Licht.

Darin steckt unleugbar viel lyrische Verfeinerungskultur. In anderen wieder viel Koketterie und Verblüffungslust. Arno Holz spielt dann mit poetischen Kugeln wie der raffinierteste Jongleur oder er läßt mit kurioser Geberde buntschillernde Seifenblasen durch die Luft tanzen und zerplatzen — ein so sehr bewußtes Dichter-Kind. Wird man denn deutscher Dichter ausgerechnet für den Berliner Literatursnob und Geschmäckler bei künstlicher Rampenbeleuchtung? Was mein Sinn bei Arno Holz sehnlich sucht, ist eine starke, ausgeprägte Mittelaxe unspielerischen Dichter-Menschentums, ein Strom einheitlicher Kunst-Natur, der sich durch all sein Schaffen hindurchzöge. Aber was geht Arno Holz und Sie meine Sehnsucht an? Will er doch vor allen Dingen ein ewig — Überraschender sein. Nur muß man gerade das nicht wollen. Raketen und Feuerräder wollen es, die stillen Sterne, die ruhig wirkende Sonne nimmermehr.

Wer war denn noch unter jenen lyrischen Frühaufstehern der achtziger Jahre da von fortzeugender und -schwingender Kraft? Natürlich Heinrich und Julius, die Brüder Hart.

Heinrich, der nun auch schon im besten Mannesalter als eine zum tragischen Lebenshumor ausreifende Ähre von dem plötzlich hinter dem Hügel auftauchenden Schnitter Tod dahingemäht wurde, Heinrich Hart weihte dem zwanzigsten Jahrhundert als der erfüllungbringenden Zeit seinen großzügig dithyrambischen Morgenhymnus:

Wirf die Tore auf, Jahrhundert,
Komm herab begrüßt, bewundert,
Sonnenleuchtend, morgenklar!
Keine Krone trägst du golden,
Doch ein Kranz von duftigholden
Frühlingsblüten schmückt dein Haar.

. . . .

Wie zwei Bettler, frech verhöhnet,
Die wir einst so stolz gekrönet,
Irren Freiheit hin und Recht.
„Heil den Ketten, die uns binden,
Die uns ziehn und niederwinden,
Gold'ne Ketten!" jauchzt der Knecht.

. . . .

Wo du gehst, da bricht in Flammen
Tausendjähriger Grund zusammen,
Drauf die Knechtschaft wuchernd stand,
Und der Hoffahrt morsche Götter
Treiben hin wie Spreu im Wetter,
Auf vom Schlafe fährt das Land.

. . . .

Wo du gehst, da öffnen alle
Tiefen sich mit heißem Schwalle
Und des Abgrunds Nacht wird Tag.
Glühend braust's in tausend Seelen,
Erd' und Himmel zu vermählen,
Dringt der Geist zum Sternenhag.

. . . .

Schlagt die Cymbeln, spielt die Geigen,
Süße Mädchen, schlingt den Reigen,
Kränzt mit Grün den Maienbaum.
Auf, ihr Männer, Opfergluten
Laßt von allen Bergen fluten,
Auf, vorbei ist Nacht und Traum.

Wie ein Tempel sei die Erde,
Daß der Mensch zum Gotte werde
Todesmächtig, licht und hehr.
Daß nicht Wasser und nicht Lüfte,
Nicht der Zwietracht düstre Klüfte
Trennen unsre Herzen mehr.

. . . .

Wirf die Tore auf, Jahrhundert,
Komm herab begrüßt, bewundert,
Sonnenleuchtend, morgenklar,
Keine Krone trägst du golden,
Doch ein Kranz von duftigholden
Frühlingsblüten schmückt dein Haar.

Heinrich Harts Dichtungen sind vom Atem neuen Lebens, neuen Alleinheitsgefühls durchweht, das die Menschheit wie einen Leib umfassen möchte, von jenem tiefen prophetischen Werdehauch, der auch Conrad Ferdinand Meyers wunderbares Gedicht „In einer Sturmnacht“ erfüllt, wo es in der letzten Strophe lautet:

„Es sprach der Friedestifter, den du weißt,
In einer solchen wilden Nacht wie heut:
„Hörst, Nikodeme, du den Schöpfergeist,
Der mächtig weht und seine Welt erneut?“

Ja, es waren wilde dichterische Sturmnächte, die wir durchschritten, und auch Heinrich Hart horchte voraus, wie der „Föhn in seine gellen Pfeifen blies“ und sang den Dichter- und Kampfgenossen helle Zuversicht ins Herz.

Auf stillen Wegen aber erblühten diesem früh in die Weltstadt verpflanzten Sohn der „roten Erde“ damals auch einige andachtschlichte, innigschöne Liebeslieder, wie das ruhevoll schwebende:

ABENDGANG ZUR GELIEBTEN.

Nun ist der Abend kommen,
Die Sterne sind entglommen,

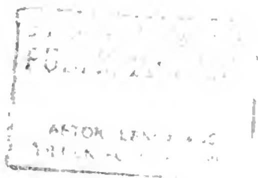
Detlev von Liliencron
An Karl Henckell.

Was Vorwurf ich dessen dir, du Herzensgast,
Was aber abends, es war so fürchterlich,
Es aber es doch, doch, denn unschuldig ich mich

Was träumt' ich doch von dir, du Grauengeist!

Wir beide stehn im Kampf uns gegenüber
Auf einer Barrikade höchstem Punkt
Das Auge blitzt, der Degen zuckt und funkt!
Wir beide stehn im Kampf uns gegenüber.

Und mit der Linken drohen wir uns an
Nun komm heran, du sollst nicht lebend fort!
Stoss zu, fall' aus, zuck' an auf Tod und Mo.
[illegible]


ASTOR

Die Straßen schlummern mählich ein.
Abwerf' ich all mein Mühen
Und lass' in mir erblühen
Der Liebe Sehnsucht ganz allein.

Rings grüßen von den Zweigen
Die Vögel und es neigen
Sich flüsternd Busch und Blume mir;
So festlich ist mein Wesen,
Sie mögen leicht es lesen,
Wie meine Seele fliegt zu dir.

Die Kinder, die am Wege
Sich tummeln durchs Gehege,
Sie reichen lächelnd mir die Hand.
Die Winde die da wehen,
Die Wolken die da gehen,
Sie knüpfen mir ein rosig Band.

Wie weit seid ihr entschwunden,
Ihr sorgenschweren Stunden,
Wie fern, wie fern liegt Kampf und Streit;
Die Welt ist so voll Frieden,
Als läg' sie abgeschieden —
Ein See in grüner Einsamkeit.

Nun steh' ich an dem Hause,
Vor meines Glückes Klause,
Und meiner Freuden Inbrunst wird Gebet;
Laß jedes Herz hienieden
Durch Liebe finden Frieden,
Du göttlich Feuer, das die Welt durchweht.

In dem wipfelrauschenden Vorgesang zu seinem kühnen, in den vorhandenen Teilen oft außerordentlich schönen „Lied der Menschheit“ stehen die unvergeßlichen Verspaare:

„Die Menschen sind wie Blumen auf dem Rain,
Ich winde sie dem Kranz der Menschheit ein,
Der Menschen Tun spinnt Fäden wirr und kraus,
Ich webe sie zum Bild der Menschheit aus,
Der Menschen Herz freut sich an Schein und Spiel,
Ich halt' das Steuer auf der Menschheit Ziel“

und ein mächtiges Finale schließt den Vorgesang ab, um dessentwillen das deutsche Volk seinen Heinrich Hart hätte kränzen sollen, als es noch Tag für ihn war:

„Volk das ich liebe, Volk, an dessen Kraft
Ich glaube, du der Menschheit Blut und Saft,
Du grüne Eiche, schwellend von Geäst,
Dein Haupt trinkt Himmelsglanz, gen Ost und West
Streckst du die Arme, erzgeschmiedet drückt
Dein Fuß des Erdreichs Kern, kein Sturmwind rückt
Zur Seite dich um einer Spanne Raum,
Durch deine Blätter rauscht ein Frühlingstraum,
Aus deinem Wipfel klingt es wie Geläut:
Es kommt ein Morgen, der die Welt erneut.
Volk das ich liebe, alles was ich bin,
Bin ich durch dich, so nimm als Opfer hin
Mein armes Lied, vielleicht mit tausend Reben
Wird es in Deiner Seele aufwärts streben.
Ihr aber, Freunde, reicht mir her ein Glas
Taufrischen Rieslings! Welch ein Trunk ist das!
Das Aug' wird hell, die Finsternis zieht fort
Und auf die Lippen drängt sich Wort um Wort.“

Das deutsche Volk kümmerte sich um das Opfer wenig, und Heinrich Harts Lebenslinie sollte tragisch verlaufen. Wenn ich vorhin von seinem letzten Lebenshumor sprach, so meinte ich die geistig überlegene Weltironie des doch in seinem Besten vorzeitig geknickten dichterischen Idealisten, in einem witzigen Lachen hervorbrechend, das für mich mehr erschütternd als befreiend klang. Es war das eben der Humor von der Tragödie. Vielleicht wäre

er doch noch zum eigentlich erlösenden Lacher emporgewachsen? Man spürte auch dazu tiefere Ansätze, aber wer kann es wissen? So war er eine schon früh herrlich himmelanstrebende junge Eiche, die das großblättrige Schlingkraut der Tagespresse zu zäh umklammerte und gierig aussog.

Heinrich Hart würde seinem Bruder Julius als Lyriker jedenfalls den Vortritt gelassen haben — ich wollte ihn hier dem Ältern und Toten geben. Julius Hart teilt mit Heinrich die feiertägliche Auffassung vom dichterischen Schaffen, und so bildet seine vorwiegend hymnisch-dionysische Lyrik für ihn wirklich ein Fest des Aufschwungs und einen „Triumph des Lebens". In seinen dithyrambischen Versen steigert sich ein Mensch mit dunkelglutiger Leidenschaftlichkeit selbst in sein Erregungsstadium hinein und umarmt gleichsam mit visionärer Ekstase seinen eigenen Gefühlsrausch. Er versetzt dann alles, Natur und Leben, in das schwüle Treibhaus seiner Empfindungsinbrunst, so daß bei ihm selbst die bescheidenen ersten Veilchen unter solcher Gluthitze sich in eine Art „trunken buhlender" Orchideeen verwandeln. Leider erstickt auf diese Weise der Dichter nicht selten die um Rettung ihrer einfachen Unschuld flehende Natur aus lauter Gewaltsamkeit mit dem Schwall seiner Gefühlswollust, und so sehr ich als Auchgermane mit Julius Hart „gerade das trunkenste und höchste Seligkeitsempfinden, die Liebesglut des Künstlers" für ein wesentliches neuschöpferisches Element halte, ebensosehr glaube ich, daß auch für den Dichter als gestaltenden Künstler das kurze, freilich „romanische" Sprichwort recht behält: Qui trop embrasse, mal étreint. Und wenn der egozentrische Standpunkt schon gelten soll, daß für den Dichter, und besonders für den Lyriker, sein Gefühl das Maß aller Dinge ist, so kann man es schlechterdings den schlechten Dingen — und wäre es auch nur in der Seele des liebenden Lesers — nicht verübeln, wenn sie sich ihrerseits gegen jede allzu überschwängliche Gefühls—anmaßung bescheiden, aber entschieden, wie Dinge nun einmal sind,

zur Wehr setzen, um nicht vor lauter Dichtergefühl ihre eigene arme Dingseele auszuhauchen.

Nach diesem kleinen Plaidoyer für das Ding und gegen das Übergefühl, das zugleich ein Plaidoyer für den Kunst empfangenden Menschen ist, kann ich nun mit doppelter Freude hervorheben, daß Julius Hart in erster Reihe mit zu jenem Vortrupp geisteskämpferischer Poeten gehört, deren Dichtung von einem erneuernden und befreienden Menschheitssinn erfüllt ist. Auch er hat den Atem des Werdesturmes verspürt, der in diesen Jahrzehnten besonders stark über die Erde geht, und sein Flügelroß wittert, schnaubend und nüsternblähend, Morgenlüfte des Lebens. Julius Hart hat zudem als der erste, mit jungen Jahren, aus Westfalen kommend, Berlin und das Bild der modernen Weltstadt in seiner Wirkung auf den wagenden und kämpfenden Geistesmenschen für die deutsche Lyrik eigentlich erobert, durch mehrere äußerst charakteristische, kraftvolle Gedichte, von denen das früheste „Auf der Fahrt nach Berlin" schon 1882 entstanden ist.

Ich lese Ihnen aus diesem die ersten und letzten Strophen und nachher das spätere eigentliche Gedicht „Berlin" ganz.

Vom Westen kam ich, schwerer Haideduft
Umfloß mich noch, vor meinen Augen hoben
Sich weiße Birken in die klare Luft,
Von lauten Schwärmen Krähenvolks umstoben.
Weit — weit die Heide, Hügel gelben Sands
Und binsenüberwachsne Wasserkolke,
Fern zog ein Schäfer durch Westfalenlands
Buschwerk und Ginsterkraut mit seinem Volke.

Vom Westen kam ich und mein Geist umspann
Weichmütig rasch entschwundne Jugendtage,
War's eine Träne, die vom Aug mir rann, —
Klang's von dem Mund wie sehnsuchtsbange Klage?
Vom Westen kam ich und mein Geist entflog
Voran und weit in dunkle Zukunftsstunden,

Ich weiß — ich weiß: Nur wie ein Meteor,
Der flammend kam, jäh sich in Nacht verlor,
Werd' ich durch eure Dämmrung streifen!...
Die Laute rauscht.. Es jauchzt wie Sphärengesang,
Wie Südwinds Kuß — es gellt wie Trommelklang
Mein Lied und wird in alle Herzen greifen...

Dann bebt's jäh aus in schriller Dissonanz...
Die Blüten sind verdorrt, versprüht der Glanz —
Es streicht der Abendwind durch die Cypressen..
Nur wenige weinen.. Sie verstummen bald..
Was ich geträumt: sie gaben ihm Gestalt —
Ich aber werde bald vergessen.....

Aus den „Liedern eines Sünders" von Hermann Conradi.



Wohl hub er mächtig sich, sein Flug war hoch,
Und Schlachten sah er, Drang und Heldenwunden.

Die letzte Strecke der Reise wird geschildert, Fahrt über die Havel, erster Anblick der Stadt beim grauenden Septembermorgen, Ankunft in der Halle und

Berlin! Berlin! die Menge drängt und wallt
Und wälzt sich tosend durch die staub'gen Gassen,
Vorüber brandet sie stumpf, tot und kalt,
Und jedes Ich ertrinkt in dunklen Massen.
Du aber suchst in dieser bleichen Flut
Nach Rosen und nach grünen Lorbeerkronen . . .
Schau dort hinaus! . . . Die Luft durchquillt's wie Blut,
Es brennt die Schlacht, und Niemand wird dich schonen.

Schon braust die wilde Flut um meine Brust,
Schon reißt es mich hinfort in wirren Schäumen,
Und zwischen Tod und trunkener Lebenslust
Treib ich dahin, gleichwie in dumpfen Träumen.
Wohin? Wohin? die dunkle Nacht verschlingt
Und hüllt die Ferne tief mit Finsternissen,
Und schattenhaft im Nebel stumm versinkt
Dort Boot um Boot, jählings hinabgerissen.

Ein jahrelanges Kämpfen mit den Wogen der Weltstadt, bis zum schließlichen Sieg über das Ungeheuer mit dem Geist der Kraft:

BERLIN.

Endlos ausbreitest du, dem grauen Ozean gleich,
Den Riesenleib; in dunkler Ferne stoßen
Die Zinnen deiner Mauern ins Gewölk, und bleich
Und schattenhaft verschwimmen in der großen
Und letzten Weite deine steinigen Matten.
Weltstadt, zu Füßen mir, dich grüßt mein Geist
Zehntausendmal; und wie ein Sperber kreist
Mein Lied wirr über dich hin, berauscht vom Rauch
Und Atem deines Mundes: Sei gegrüßt du, sei gegrüßt

's ist Sommermittagszeit, und leuchtende Sonnenflut
Strömt aus den Himmeln über dich; rings blitzen
Und flammen deine Mauern, und in weißer Glut
Erglühen deine Dächer und der Türme Spitzen,
Und helle Wolken Staubs, die aus den Tiefen steigen.
Gleich einem glühenden Riesenkessel liegst du, — Brand
Dein Atem, Feuer dein weitfließendes Gewand,
Starr, unbewegt, gleich wie ein Felsenmeer,
Das nackt mit weißen Rippen aus der Wüste steigt.

Erstorben scheinst du, doch du bist es nicht;
Erzittert nicht die Luft vom dumpfen Toben
Des Meeres, das in deinen Schlünden bricht
Und wühlt und brandet, wie vom Sturm durchstoben,
Und donnernd tausend Schiffe zusammenschleudert?
Wild gellt der Schrei der Schiffer Tag und Nacht
Durch Licht und Nebeldunst, und ewig tost die Schlacht
In deinen Tiefen: trümmerübersät
Von bleichen Knochen starrt ringsum dein dunkler Grund.

Schäum auf, du wilde Flut und tose an!
Die du zerreißend hinfegst und mit gier'gem Maule
Zehntausende verschlingst: ein Schrei und dann
In dunklen Wirbeln schwemmst du alles Faule
Und Schwache tief hinab in deinen Abgrund . . .
Dich rührt kein Weinen und kein heiß Gebet,
Der Klagenden Geschrei lautlos und stumm verweht
In deiner Brandung Donnern, aber sanft
Und weich umschmeichelst zärtlich du des Starken Fuß.

Du ström in meinen Busen deinen Geist,
Gieß deine rauhe Kraft in meine Glieder . . .
Gewaltig faßt's in meine Seele, reißt
In deiner Schlachten wirr Gedräng mich nieder,
Wo Schwert und Lanze auf die Brust mir fahren.
Erstick die Träne und den Klagelaut,
Der feig von meinen Lippen sonst getaut.
Den Becher trüben Weins, der nur zu lang
Die Zeit berauscht, werf ich in Deine Flut.

Grämliche Weisheit, die in unsre Brust
Den Giftpfeil stößt und uns als Schuldgeborne,
Ewig Verdammte zeichnet, unsere Lust
Und Schaffen mordet, und gleichwie Verlorne
Verachtet macht, hier will ich ihrer lachen.
Aus deinen düstern Mauern, Weltstadt, reckt
Ein Geist sich mächtig auf und streckt
Die Hand gewaltig aus, und deiner Flut
Gesang stürmt mir ins Ohr ein besser Lied.

Dich fühl ich, Menschengeist, dein Schatten steht
Gewaltig über der Stadt lichtglühenden Mauern,
Ich fühl es, wie dein Odem mich umweht
Und mich durchrinnt gleich heiligen Liebesschauern . . .
Gewitter rollen auf, die Sinne dunkeln:
Schlachtruf durchgellt die Luft, der Himmel bricht,
Durch schwarze Wolken fährt ein feurig Licht,
Und bleiche Schatten fliehn, ein Antlitz blutbeströmt
Und dort ein anderes versinkt in Nacht.

Dich, Kraft, besing ich, die Natur du zwingst
In deinen Dienst, und dumpfen Sinnesträumen,
Des Fleisches totem Kerker uns entringst —
Du Kraft, laß alle meine Adern schäumen
Von deinem warmen Blut . . . Euch alle sing ich,
Arbeiter, Krieger, die der Menschheit Baum
Mit ihrem Schweiß und mit dem heil'gen Schaum
Des Blutes düngen . . . Singen will ich den Kampf
Mit dir, Natur, Fleisch, Staub und Tod.

Das ist Julius Hart, der machtvolle Denkerdichter im Angesicht des modernen Lebenskampfes, aber er ist auch ein Dichter all dessen, was über der Weltstadt ist:

Ihm wurden ringende Flügel des inbrünstigen Aufschwungs zum Ewigen, schwärmende Augen sonntäglicher Schönheitssehnsucht, grüblerische Leidenschaft eines geprüften Herzens. Aus Wirbel und grauem Dunst der

Weltstadt, aus Wähnen und Irren schwankender Gemeinschaft geht er mit seiner Dichtung den stillen Höhen eines in sich geeinigten, starken Daseins entgegen . . .

Eine keimschwangere, aber unerfüllte, schon heute in dämmernde Legende gehüllte Erscheinung kann ich hier nicht vergessen, die es von früh her und immer wieder zur Lebenssphäre der Brüder Hart hinzog, ohne daß ihre dichterische Wesensart irgendwelche Abhängigkeit von jenen Stammes- und Schulgenossen aufweist. Ich meine unsern wundersamen toten Peter Hille, den geheimnisumwitterten fahrenden und — ach! — verfahrenen Schüler der Neuzeit, der raunend und pilgernd, pilgernd und raunend die seltsamen Spuren seines unstäten Genius den Schwellen seiner verschiedenen dichterischen Freunde und Zeitgenossen einprägte.

Peter Hille war im Grunde seines Wesens ein tiefer Waldmärchengeist und ins Moderne verschlagener Merlin, ein unendlich feinspüriger, Dichter-, Kinder- und vogelsprachekundiger Mensch, der das an die Dinge ganz nah heranzitternde Wort, leider oft bis zur verschwimmenden Unklarheit, über alles liebte und eher Hunger und Frost litt als seiner Seele besonderen Ausdruck platt schlug. Es war sein Verhängnis, ein Peter in der Fremde der Welt zu sein und zu bleiben. Denn Hilles Seele stammte auch aus Hilligenlei, und seine Züge glichen denen eines allerdings verwahrlosten germanischen Heiligen. Das weiß, wer ihm tiefer in Auge und Herz gesehn. Darin lag vor allem eine besondere Spielart des „Lasset die Kindlein zu mir kommen!"

Die letzten Jahre seines Lebens wurde der wunderliche Vagant am blutigsten gekreuzigt. Er fiel der literarischen Sensationslüsternheit von meist snobistischen Berliner Dalbellyrikern zum Opfer, (Dalbelli hieß ein italienisches Weinrestaurant an der Potsdamer Brücke, wo das „Cabaret Peter Hille" nächtigte), und der dort unter geldersammelnden Männlein und Weiblein aus seinen unergründlichen Papierkonglomeraten vornuschelnde deutsche Poet wirkte wie

Atelier Veritas, München.

Arno Holz.



die traurige Karrikatur einer fernverlorenen Urwald- und Weltharfenweise.

Ich lese Ihnen das wie dunkles Orgelbrausen erklingende Gedicht:

WALDESSTIMME.

Wie deine grüngoldnen Augen funkeln,
Wald, du mosiger Träumer!
Wie deine Gedanken dunkeln,
Einsiedel, schwer von Leben,
Saftseufzender Tagesversäumer!
Über der Wipfel- Hin- und Wiederschweben
Wie's Atem holt und stärker wird und näher braust
Und weiter wächst und stiller wird und saust. —
Über der Wipfel Hin- und Wiederschweben
Hoch droben steht ein ernster Ton,
Dem lauschten tausend Jahre schon
Und werden tausend Jahre lauschen.
Und immer dieses starke, donnerdunkle Rauschen.

Und dann die wie Mädchenlachen im lichten Frühlingsflor vorbeischwebenden Verse vom

MAIENWIND.

Mutwillige Mädchenwünsche
Haben Flieder
Niedergebogen,
Blauen und weißen,
Wie Tauben sind sie weiter geflogen,
Mit Wangen wilden und heißen.

Hoch in warmen, schelmischen Händen
Haschender Sonne
Geschwungene Strahlen.
Hellbebende Wonne
Weißer Kleider
Weht.

Mutwillige Mädchenwünsche
Haben sich Flieder
Niedergebogen,
Blauen und weißen —
Sind weiter gezogen . . .

Die versonnen-verlorene Gestalt Peter Hilles verklärte sich mir nach seinem jähen Ende in einem längeren Gedicht, aus dem nur ein paar Verse hier wiedergegeben seien:

„Bist doch ein Seher und Germane
Uralter Art, ein Runenahne,
Brausenden Elementen vertraut
Wie der Sehnsuchtseele der Menschenbraut.
Feinere Schwingung des Weltalls zu fühlen
Bist du begnadet, wirkender spülen
Wellen des Ozeans um deine Stirn,
Wahrer prägt sich die Welt in dein Hirn.
Ja, wir sahen dich manchesmal
Waldesdämmer im Abendstrahl
Mit lärmscheuem Schritt durchschweifen
Und nach tanzenden Sonnen greifen,
Die du mit rascher Zauberhand
In dein witterndes Wort gebannt.
Ließest triefen auf weiße Fetzen
Purpurgoldenes Lichtergötzen,
Schreiber im Scharlachmantel du —
Und das Einhorn staunte dir zu . . .

Ein völlig anderes Bild gewährt die klarbewußte lyrische Kunst eines auch auf der Höhe seines Lebens von uns genommenen Jugendgenossen, den ich einst als Abiturienten mit ein paar andern Hannoverschen Dicht„vettern“ dem Kreise der „Modernen Dichtercharaktere“ zuführte. Otto Erich Hartleben war ein fein ziselierender Goldschmied des Verses, der mit überlegener Ruhe, Sorgfalt und

Geschmack seine Lebensstimmungen zu rhythmischen Bildern formte. Hartleben ging vom Platenidentum aus und hatte auch seine hochrhetorische Periode, bis er sich völlig auf seine im Innersten unpathetische Natur besann und dann unbeirrt mit einer ihm eigentümlichen Grazie und maßvollen Sicherheit der Geberde in dem Stil dichtete, der just sein Wesen harmonisch ausdrückte. So bildete er sich vom zwanzigsten bis vierzigsten Jahre seines nur allzukurzen Lebens zum in sich vollendeten lyrischen Künstler aus und konnte noch die reifen, goldigen Früchte von den dunkelüppigen Büschen pflücken, die seine schönheitsfreudige Seele als Lohn erträumte. Auch Hartleben war einer, der erst hoffnungskühn mit großen sehnsüchtigen Augen der Zukunft Sternenwacht hielt und in der schweren Nacht, die für gerechtigkeitliebende Geister auf Volk und Zeit lastete, seinen Schwertgesang anstimmte. Aber auch der Zweifel ward früh in ihm lebendig, und der glühend enthusiastische Fackelschwinger ließ nach und nach die müde Hand herabsinken. Er fühlte so bald aufs schmerzlichste den lähmend mißtrauischen Blick gerade jener auf sich gerichtet, denen er rückhaltlos sein Herz, sein Lied und ein gut Stück Leben in die Urne gelegt hatte, und sein Glauben, die Masse schon heute zu edler Freiheit zu wecken, wurde schwach und schwächer. Die „Mücken in dem roten Glanz, die Eintagsfliegen, die sich flatternd in den Schein gedrängt“, in dürrer Prosa ausgedrückt die kleinen journalistischen Gernegroße der Partei, der er sich — als kgl. preußischer Referendar von damals! — angeschlossen, trugen das übrige dazu bei, seine jugendwarme Begeisterung in wehmütigen Skeptizismus abzukühlen. Seine Verehrung für die echt revolutionäre Persönlichkeit blieb sich natürlich stets gleich, und man mußte schon ein Scheuklappentierchen oder Giftkrötlein sein, um einen Menschen wie Hartleben zum „Renegaten“ stempeln zu wollen, wie tatsächlich von gewissen Seiten versucht wurde.

„Wir sind die Opfer einer fernen schönen Zeit“, so heißt es in einem damaligen Gedicht,

„— — O mögen goldne Ähren einst
Wogend verhüllen dunkler Erde vergessenen Grund!
Mögen der rote Mohn und der Cyane Blau
Als Edelsteine leuchten aus dem Goldgeschmeid!
Dann flattern die Falter freudig in der Sonne Strahl,
Und Bienen summen früchtetriefend überall.“

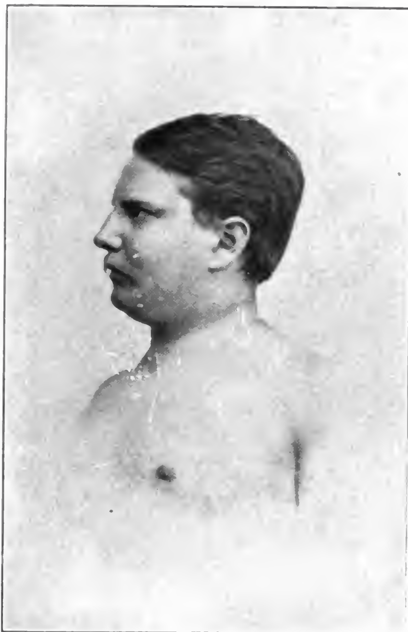
Und schon aus derselben Zeit stammt das schöne Gleichnis von der Taube, zu dessen vollem Lebensverstehen in die Seele des Dichters hinein die eben gesprochenen Worte ein wenig vorbereiten wollten, unbeschadet seiner unmittelbaren Bildklarheit, die selbstverständlich keiner weiteren „Interpretation“ bedarf.

DIE TAUBE.

Es gleicht das Herz der Taube, die entsendet ward,
Zu spähen, ob die Wasser sich verlaufen schon. —

In mutiger Jugendfreude flatterte sie davon
Und traute: eine Welt entsteige dieser Flut.
In jedem tiefen Wogenschlage wähnte sie
Zu schauen schon die langersehnte Erdenflur!
Der milde, volle Mond, der Sonne reiches Gold,
Mit Hoffnung färbten beide sie der Woge Schaum. —
Doch immer wieder glättete der Spiegel sich
Und sah empor, ein stumpfes, blödes Auge stets;
Die Taube zitterte vor diesem kalten Blick,
Und schlaffer stets und müder ward der Fittiche Schwung.
Der Regen troff vom sonnenblinden Firmament,
Und höher stieg das unverändert dunkle Meer.
Und höher stieg es, bis der Flügel Kraft erlahmt,
Der letzte Hoffnungsblick im brechenden Auge starb:
Und höher stieg es noch, als, eine Beute schon,
Der tote Leib der Taube auf den Wassern trieb.

In Hartlebens Liebesgedichten weht meistens der Hauch einer anmutig-schelmischen Sinnenfreude, die frei von „lyrischem Dusel“ der natürlichen Lieblichkeit und Leib-



Otto Erich a/c. Carl Henckell

OTTO ERICH HARTLEBEN.



lichkeit des Weibwesens ihr holdes Recht gibt, ohne je auf geringe Art mit versteckter Lüsternheit hinten herum zu reizen. Mit einer aus Wahlverwandtschaft zur Art des liebedichtenden Goethe neigenden, wie selbstverständlichen Aufrichtigkeit, die wohltut und entzückt, gibt er sich fröhlich und munter, wie er leibt und lebt.

KINDERKÖPFCHEN.

In scheuer Lust — doch nimmermehr verschämt —
Hobst du die runden, weißen Arme auf
Und dehntest sie empor und suchtest blinzelnd
Dein Bild im Spiegel . . .

Ich aber stand entfesselt hinter dir
Und sah in deinen vollen blanken Schultern
Die beiden Grübchen . . .

Da beugt ich mich auf diesen Nacken nieder
Zum Kuß . . .
Es ward mir klar, wie du den Göttern still
Vertraut, gar innig wohl befreundet bist.

Wenn sie dir nahen, tupfen sie dir leise
Mit leichtem Finger auf dies schwellende Rund —
Und also lieblich, Menschensinn verwirrend,
Blieb ihres Grußes Spur in deinem Fleisch.

Welch tiefen, schlichtergreifenden Herzenstones dieser ungenierte Spötter und lachende Sackermenter der deutschen Literatur fähig war, verraten Gedichte wie

IM LANDE DER TORHEIT.

Im Lande der Torheit küßt ich die Hände schöner Fraun,
Sie waren schmeichelnd und weiß, mit blitzenden Ringen geschmückt.
Ich lachte wohl auch beim lieblich klingenden, lockenden Wort,

Und eitel genoß ich des eigenen spielenden Übermuts.
Doch immer wieder irrte mein Blick ins Leere ab:
Ich sah und fühlte die Hände meiner lieben Frau,
Die weich und still in ruhender Güte sich nach mir
Hersehnen aus der Ferne — deine Hände, die
Allein die Wirrnis dumpfen Wollens je gebannt —
Und ich gedachte jener Stunde, da mir einst
Im Tode diese Hände stummen Trost verleihn.

Die nach dem Sinn gewählten Gedichte sind, wie Sie gemerkt haben werden, in einer ähnlichen für Hartleben charakteristischen Form gehalten: gelassen schwebende, reimlose Streckzeilen mit fein abgestimmter rhythmischer Gliederung, die sich aus der ganz natürlich hingleitenden Wortfolge wie von selbst zu ergeben scheint.

Ein apartes Geschenk hat Otto Erich lyrischen Feinschmeckern gemacht mit seiner kongenialen Verdeutschung des Pierrot Lunaire von dem belgischen Parnassien Albert Giraud. Leider war der feine und liebenswürdige Originalpoet nicht in der Lage, selbst im Deutschen nachzuspüren, welch entzückenden Dichterdolmetsch er da eigentlich gefunden, freute sich aber umsomehr, als ich ihm einmal in Brüssel die seltenen Vorzüge der Hartlebenschen freien Übersetzung rühmte. Pierrot Lunaire ist ein Buch phantastischer Mondstrahllyrik voll grotesken Humors und bald drolliger, bald schauerlicher Gefühlsbizarrerieen. Doch sind auch reine, zarte Stimmungsbilder darunter. Jedes der durchweg dreistrophigen und vermittelst bestimmter Verswiederkehr zu geschlossenster Architektonik geformten Gedichte ist ein Bild für sich, meist in seltsam scharfen Grundfarben mit gespenstisch zitternder Beleuchtung ausgeführt. Hartlebens geschmackvolle, dem Gewöhnlichen ausweichende sprachliche Technik bewährt sich hier in einschmeichelnder Weise. Einmal wird der Mondesstrahl zum Fiedelbogen bei einer im offenen Gehäuse ruhenden Geige:

VIOLON DE LUNE.

L'âme du violon tremblant,
Plein de silence et d'harmonie,
Rêve dans sa boîte vernie
Un rêve languide et troublant.

Qui donc fera d'un bras dolent
Vibrer dans la nuit infinie
L'âme du violon tremblant,
Plein de silence et d'harmonie?

La Lune, d'un rais mince et lent,
Avec des douceurs d'agonie,
Caresse de son ironie,
Comme un lumineux archet blanc,
L'âme du violon tremblant.

DIE VIOLINE.

Der Violine zarte Seele,
Voll schweigend reger Harmonien,
Träumt nun im offenen Gehäuse
Nachzitternder Erregung Träume.

Wer wird aus solcher Ruh sie rühren
Aufs neu mit schmerzensmächt'gem Arm,
Der Violine zarte Seele
Voll schweigend reger Harmonien?

Ein feiner zager Strahl des Mondes,
Mit letzten Schmerzen süßer Qual
Ironisch tändelnd — reizt und reget
Leis mit dem silberhellen Bogen
Der Violine zarte Seele.

In Hartlebens Gedichten steht ein kleines poetisches Genrebild von einem nackten Kinde, das sich mit einem „defekten Globus“ auf einem weißen Tierfell kugelt, jauchzend mit den Beinen strampelt und des Spieles gar nicht müde wird:

„Es ist ganz außer sich vor heller Freude,
Daß Gott der Herr die Welt so rund geschaffen ...
Wie herrlich läßt mit dieser Welt sich spielen!“

Er, Otto Erich, wahrte sich immer diesen kindlich freien Spieltrieb des Dichters, der schalkisch ungezogen, feind jeder Pedanterie, seiner eigenen Würde naiv am Zöpfchen zieht. Wer ein lachender Meister im Spiel ist, darf getrost Welt und Wellen, ja auch dem Photographen seine nackte, reingebadete Brust bieten — nur der ewig korrekte, engbrüstige Sittling wird einen freien Sohn der Natur darum der Unanständigkeit zeihen. Wir haben alle Ursache, diesen selbstüberlegenen Zug, wo immer wir ihn finden, zu hegen und zu liebkosen in deutscher Kunst und Dichtung, denn wir Dichtersöhne Teuts sind im großen ganzen schrecklich ernsthafte Leute, die sich selber am liebsten vor feierlicher Würde umbrächten. Ich spreche natürlich nur von kosmisch und weitgeistig veranlagten Naturen, die überhaupt vom „Spiel mit der Welt“ eine Ahnung haben, — nicht etwa von lyrischen Komikern mit dem schiefen Zylinder auf dem Kopf, die sich schweißtriefend eine witzig anzügliche Verspointe aus der steifschmierigen Hemdenbrust ziehen respektive aus den Fingern saugen. Solche selbstherrliche und ihr Selbst unbekümmert ausspielende Menschenskinder und Poeten meine ich, die über ihre Haustür auch das Motto setzen könnten:

„Ich wohne in meinem eignen Haus,
Hab' niemandem nie nichts nachgemacht
Und — lachte noch jeden Meister aus,
Der nicht sich selber ausgelacht.“

Der das nämlich im Epigramm, als Motto zur neuen Ausgabe der „Fröhlichen Wissenschaft“, tat, war kein anderer als Friedrich Nietzsche, der große Rattenfänger von Naumburg, der die sehnsüchtigen Kinder der Zeit mit dem verführerisch-berückenden Spiel seiner philosophi-

schen Tanzflöte in den dunkeln Bauch des ungeheuren Zukunftsberges lockte. Der tanzlustige Zauberpfeifer und Denkerheld ist ein genialer Lyriker nicht nur in der kunstvoll gegliederten Wiederholungsdithyrambik und in dem hymnischen Stilparallelismus seines „Also sprach Zarathustra", wo sich grandioser Wogenschlag mit graziösem Schaumgekräusel der Sprache vermählt, sondern auch in den Reimstrophen und freien Rhythmen seiner eigentlichen „Gedichte und Sprüche". Hören Sie aus dem „Zarathustra" nur noch einmal das sechste und siebente Stück der „Sieben Siegel" (oder des Ja- und Amen-Liedes):

„Wenn meine Tugend eines Tänzers Tugend ist, und ich oft mit beiden Füßen in gold-smaragdenes Entzücken sprang:

Wenn meine Bosheit eine lachende Bosheit ist, heimisch unter Rosenhängen und Lilienhecken:

— im Lachen nämlich ist alles Böse beieinander, aber heilig- und losgesprochen durch seine eigene Seligkeit: —

Und wenn das mein A und O ist, daß alles Schwere leicht, aller Leib Tänzer, aller Geist Vogel werde: und wahrlich, Das ist mein A und O! —

Oh wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe — dem Ring der Wiederkunft!

Nie noch fand ich das Weib. von dem ich Kinder mochte, es sei denn dieses Weib, das ich liebe: denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

Denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

Wenn ich je stille Himmel über mir ausspannte und mit eignen Flügeln in eigne Himmel flog:

Wenn ich spielend in tiefen Lichtfernen schwamm, und meiner Freiheit Vogel-Weisheit kam: —

— so aber spricht Vogel-Weisheit: „Siehe, es gibt kein Oben, kein Unten! Wirf dich umher, hinaus, zurück, du Leichter! Singe, sprich nicht mehr!

— „sind alle Worte nicht für die Schwere gemacht?

Lügen dem Leichten nicht alle Worte? Singe, sprich nicht mehr!“ —

Oh wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe — dem Ring der Wiederkunft?

Nie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder mochte, es sei denn dieses Weib, das ich liebe: denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

Denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!“

Bei einem so von feuchtem Geist phosphoreszierenden, sich selbst immerfort auf der Lauer liegenden Dichterdenker wie Friedrich Nietzsche ist es natürlich ungemein reizvoll, auch seinen gelegentlichen Aperçus über Poesie, ihr Verhältnis zur Prosa und sein eigenes Verhältnis zum Dichten ein wenig zu lauschen. So finden sich in der „Fröhlichen Wissenschaft“ folgende feinen, bezeichnenden Bemerkungen darüber. Sie sind gewiß in diesen Ausführungen besonders am Platze, wo vielfach der Lyrik solcher Geister gedacht ist, die außerdem eine im vorliegenden Zusammenhange einfach als bekannt vorausgesetzte künstlerische Prosa pflegten. — „Man beachte doch, daß die großen Meister der Prosa fast immer auch Dichter gewesen sind, sei es öffentlich oder auch nur im Geheimen und für das „Kämmerlein“, und fürwahr, man schreibt nur im Angesichte der Poesie gute Prosa! Denn diese ist ein ununterbrochener artiger Krieg mit der Poesie; alle ihre Reize bestehen darin, daß beständig der Poesie ausgewichen oder ihr widersprochen wird: jedes Abstractum will als Schalkheit gegen diese und wie mit spöttischer Stimme vorgetragen sein; jede Trockenheit und Kühle soll die liebliche Göttin in eine liebliche Verzweiflung bringen; oft gibt es Annäherungen, Versöhnungen des Augenblicks und dann ein plötzliches Zurückspringen und Auslachen; oft wird der Vorhang aufgezogen und grelles Licht hereingelassen, während gerade die Göttin ihre Dämmerungen und dumpfen Farben genießt; oft wird ihr das Wort aus

dem Munde genommen und nach einer Melodie abgesungen, bei der sie die feinen Hände vor die feinen Öhrchen hält — und so gibt es tausend Vergnügungen des Krieges, die Niederlagen mitgezählt, von denen die Unpoetischen, die sogenannten Prosa-Menschen, gar nichts wissen: — diese schreiben und sprechen denn auch nur schlechte Prosa!..."
In Nietzsches Gedichten zittert und zuckt natürlich die gleiche in Tiefenschmerz und Höhenlust einsame Seele wie in seinen Prosawerken, nur vom feinsten, verräterischsten Stimmungsspiegel aufgefangen und umrahmt. Am ergreifendsten, hinreißendsten und entzückendsten ist da in ein paar von heimlicher Musik erfüllte Verse gehaucht das ganze Entfremdungs- und Wüstenweh seines Lebens, Verlust und Sehnsucht nach Freunden, schwangere und melancholische Sommermittagsschwüle, Nachtgewitter und eisige Gletscherkälte auf Gebirgeshöhen, fegende Mistral- und Freiheitswonnen an provencalischen Felsgestaden, farbentrunkenes, abendliches Gondelschaukeln und vormittägliches Taubenschwärmen unter dem seidenweichen Himmel Venedigs!

VENEDIG.

An der Brücke stand
Jüngst ich in brauner Nacht.
Fernher kam Gesang:
Goldener Tropfen quoll's
Über die zitternde Fläche weg.
Gondeln, Lichter, Musik —
Trunken schwamm's in die Dämm'rung hinaus...

Meine Seele, ein Saitenspiel,
Sang sich, unsichtbar berührt,
Heimlich ein Gondellied dazu,
Zitternd vor bunter Seligkeit
Hörte jemand ihr zu? . . .

Dionysos, der lebenstrunkene Gottessohn des blauäugigen Himmels-Zeus und der blitzgetöteten Semele, möge den Dichter umkränzen für sein schwellendes Tanzlied:

AN DEN MISTRAL.

(Ein Tanzlied.)

Mistral-Wind, du Wolken-Jäger,
Trübsal-Mörder, Himmels-Feger,
Brausender, wie lieb' ich dich!
Sind wir Zwei nicht Eines Schoßes
Erstlingsgabe, Eines Loses
Vorbestimmte ewiglich?

Hier auf glatten Felsenwegen
Lauf' ich tanzend dir entgegen,
Tanzend, wie du pfeifst und singst:
Der du ohne Schiff und Ruder
Als der Freiheit frei'ster Bruder
Über wilde Meere springst.

Kaum erwacht, hört' ich dein Rufen,
Stürmte zu den Felsenstufen,
Hin zur gelben Wand am Meer.
Heil! Da kamst du schon gleich hellen
Diamant'nen Stromesschnellen
Sieghaft von den Bergen her.

Auf den ebnen Himmels-Tennen
Sah ich deine Rosse rennen,
Sah den Wagen, der dich trägt,
Sah die Hand dir selber zücken,
Wenn sie auf der Rosse Rücken
Blitzesgleich die Geißel schlägt, —

Sah dich aus dem Wagen springen,
Schneller dich hinabzuschwingen,
Sah dich wie zum Pfeil verkürzt
Senkrecht in die Tiefe stoßen, —
Wie ein Goldstrahl durch die Rosen
Erster Morgenröten stürzt.

FRIEDRICH NIETZSCHE
Nach dem Gemälde von Curt Stoeving.



Tanze nun auf tausend Rücken,
Wellen-Rücken, Wellen-Tücken —
Heil, wer neue Tänze schafft!
Tanzen wir in tausend Weisen,
Frei — sei uns're Kunst geheißen,
Fröhlich — uns're Wissenschaft!

Raffen wir von jeder Blume
Eine Blüte uns zum Ruhme
Und zwei Blätter noch zum Kranz!
Tanzen wir gleich Troubadouren
Zwischen Heiligen und Huren,
Zwischen Gott und Welt den Tanz!

Wer nicht tanzen kann mit Winden,
Wer sich wickeln muss mit Binden,
Angebunden, Krüppel-Greis,
Wer da gleicht den Heuchel-Hänsen,
Ehren-Tölpeln, Tugend-Gänsen,
Fort aus unser'm Paradeis!

Wirbeln wir den Staub der Straßen
Allen Kranken in die Nasen,
Scheuchen wir die Kranken-Brut!
Lösen wir die ganze Küste
Von dem Odem dürrer Brüste,
Von den Augen ohne Mut!

Jagen wir die Himmels-Trüber,
Welten-Schwärzer, Wolken-Schieber,
Hellen wir das Himmelreich!
Brausen wir ... oh, aller freien
Geister Geist, mit dir zu zweien
Braust mein Glück dem Sturme gleich. —

— Und daß ewig das Gedächtnis
Solchen Glücks, nimm sein Vermächtnis,
Nimm den Kranz hier mit hinauf!

Wirf ihn höher, ferner, weiter,
Stürm' empor die Himmelsleiter,
Häng' ihn — an den Sternen auf!

Ein furchtbares Frösteln durchschauert, nur von heldischer Zurückhaltung beherrscht, das Gedicht:

VEREINSAMT.

Die Krähen schrein
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnein —
Wohl dem, der jetzt noch — Heimat hat!

Nun stehst du starr,
Schaust rückwärts, ach! wie lange schon!
Was bist du Narr
Vor Winters in die Welt entflohn?

Die Welt — ein Tor
Zu tausend Wüsten stumm und kalt!
Wer Das verlor,
Was Du verlorst, macht nirgends Halt.

Nun stehst du bleich,
Zur Winter-Wanderschaft verflucht,
Dem Rauche gleich,
Der stets nach kältern Himmeln sucht.

Flieg, Vogel, schnarr
Dein Lied im Wüsten-Vogel-Ton! —
Versteck, du Narr,
Dein blutend Herz in Eis und Hohn!

Die Krähen schrein
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnein,
Weh dem, der keine Heimat hat!

Nach solchen Gedichten versteht man doppelt und dreifach die persönlichen Bekenntnisworte, die Nietzsche kurz

vor seiner Erkrankung speziell über den „Zarathustra“ schrieb und die Frau Elisabeth Förster-Nietzsche in der vortrefflichen Einleitung zu den Gedichten ihres großen, unglücklichen Bruders mitteilt: „Wenn ich einen Blick in meinen Zarathustra geworfen habe, gehe ich eine halbe Stunde im Zimmer auf und ab, unfähig, über einen unerträglichen Krampf von Schluchzen Herr zu werden.“ Einmal mußte die heroische Anspannung sich in den Jammer des elenden hilflosen Menschenkindes auflösen ... Aber Nietzsche bleibt für uns der schöpferische Nietzsche: ein Taucher in Meeresgründen und Korallenwäldern der Seele, ein Fechter auf der Arena des Geistes, ein feuriger Renner auf den Bahnen olympischen Denker- und Dichterspiels. Mit einer Abwehr seiner übrigens auch aus äußerster Selbstbewahrung erwachsenen, im Gesamtkomplex Nietzsche wohl verständlichen, aber nichtsdestoweniger antithetisch paradoxen Lehre vom Mitleid richtete ich nach seiner unheilbaren Erkrankung an den Dichterphilosophen diese Verse:

AN FRIEDRICH NIETZSCHE.

Nietzsche, du Dichter unter den Weisen,
Großer Einsamer unter den Winzigen,
Wortgewaltiger unter den Schwätzern! ...
Deine Lehre vom Mitleid klag ich.
Mitleid kann die Tugend der Schwachen,
Leidenschaft kann es der Starken sein.
Das heroische Mitleid preis ich,
Seine Taten und seinen Adel,
Deine Lehre sät Irrtums Saat.
O du Tanzender unter den Denkern,
Denkerkünstler unter den Plumpfüßern
Schwerhinkeuchender Philosophie!
Der du leuchtende Lyriktafeln
Mit erhabenen Rhythmen beschrieben,
Wortblitzschwingender, lachender Held!
Schlug der fittich-düstere Wahnsinn

Schauerlich schattend über dein Haupt?
Armer König, du birgst an der Mutter
Treuer Brust dein zerrüttetes Haupt? . . .
Siehe, ich sah einen kranken Löwen,
Der an speerscharfen Stangen des Kerkers
Brüllend zerrissen sein herrliches Haupt . . .
Röchelnd lag er im Dämmer des Wahns . . .
Überlöwen warteten fern.
Aber die Unterläuse der Schreiber
Wimmelten juckend in seinem goldnen
Majestätisch-mähnigen Fell . . .

Wandle, wandle zu Überwelten,
Wage sehnenspielend ins Licht
Deiner Ewigkeiten den leidlosen Sprung!

Ungefähr zur selben Zeit, als der fünfundzwanzigjährige Nietzsche in Basel Professor wurde, muß es dort geschehen sein, daß sich eine junge, feine Schweizer Dichterraupe im Dunkeln von den dürren Ästen der Theologie zu saftigeren Lebensblättern fortbewegte, aus der sich freilich erst später einer der seltensten Schmetterlinge der neueren deutschen Poesie entpuppen sollte.

Der aus Liestal bei Basel gebürtige Dichter Carl Spitteler hat auch sonst mit Nietzsche etliche Berührungspunkte, aber wenn sie auch nur ein halbes Jahr Geburtstagsabstand aufweisen, so sind sie doch gerade in ihrer „Vitalität", in der Linie und dem „Gesetz, nach dem sie angetreten" unendlich verschieden.

Spittelers wegen kann man nur sagen: glücklicherweise. Er hat sich im geheimen Gefühl seiner gesunden Natur Zeit gelassen und gleicht darin anderen kernfesten Dichtern schweizerischer Herkunft. Ich spreche Ihnen in diesem selbstgesteckten Rahmen ausschließlich von dem Lyriker und balladenartigen Gleichnisdichter, nicht von dem Epiker des „Olympischen Frühlings", noch von dem Prosaerzähler, der „Gustav", „Friedli der Kolderi" und „Conrad der

Leutenant" geschrieben hat, oder von dem Essayisten der „Lachenden Wahrheiten", die natürlich besonders zu „behandeln" wären, wie die scheußliche Rezensenten- und Literaturhistorikerphrase lautet. Einen Dichter „behandeln" — es ist zu putzig. Als ob sich solch nichtswürdig unberechenbare Größen je „behandeln" ließen im Leben und in der Kunst, wie die Köchin ein Huhn rupft, in die Pfanne tut und je nachdem mit Sauce oder Reis zurichtet . . .

Carl Spittelers Gedichte verraten übrigens ausgeprägt den epischen Grundzug seines Wesens, er gibt zahlreiche Erzählungen äußerer Lebensvorgänge und Fabulierungen, die nur die wertvolle Eigentümlichkeit besitzen, daß sie die Verlebendigung irgend einer tieferen, bedeutsamen oder merkwürdigen Wahrheit bilden. Einer Wahrheit, die schon durch ihre heraushebende Wahl fast immer den Dichter in seiner Weltanschauung scharf charakterisiert, was in diesem Fall so viel bedeutet, daß es kaum je eine wie Kiesel vom gemeinen Platze aufgelesene Wahrheit sein kann. Denn Spitteler ist ein Dichter und Mensch, der in jeder Hinsicht seine eigenen Wege geht, und dessen Wege zu einsam-freien, oft ganz entlegenen, eine ungeahnte Tiefenschau erschließenden Höhen führen. Ein Mensch und Dichter, der auf Grund seiner starken, reichen und — hier paßt das in unserer vieles verpöbelnden Zeit leider grauenhaft mißbrauchte und schier heruntergekommene Wort einmal — vornehmen Persönlichkeit wie auch auf Grund seiner außergewöhnlich selbständigen Kunstweise mit vollem Recht beanspruchen kann, daß man seinen Wesenszügen, so wie sie sind, liebevoll nachgeht und seiner dichterischen Ausdrucksart, die ein Phänomen für sich ist, immer näher zu kommen sucht, bis man sie als in ihrer Art schön und notwendig, in ihrer Sphäre selbstverständlich zu erkennen und zu genießen überhaupt fähig ist.

Als ich Spittelers Gedichte vor Jahren zuerst kennen lernte, tat mir ein in manchen Versen angesammeltes Maß ingrimmiger Menschenabschätzung so ätzend weh, daß ich

die Bücher oft aus der Hand legte, wahrscheinlich um mich aus den weichen Liebkosungen meiner zweifelfreien Menschenliebe nicht so unsanft aufschrecken zu lassen. Heute lege ich sie deshalb nicht mehr aus der Hand . . .

Anfänglich störte mich auch eine gewisse Schnörkellust und Barockheit des Stils an verschiedenen Stellen empfindlich, während sich diese Eigentümlichkeiten heute schon für mich in seinem ganzen lyrischen Kunstbau „enharmonisch" verschlingen. Eine Reihe unbegreiflicher Geschmacklosigkeiten und Banalitäten, die in die großartigsten Partien verschiedener längerer „Balladen" (aus dem ersten Teil) verfahren sind, kann ich aber auch jetzt noch nicht schön oder neu finden. Das nebenbei. Aber sonst — im Ganzen — ein poetisches Phänomen originellster und bedeutsamster Mischung. Carl Spitteler ist so ziemlich das gerade Gegenteil von dem, was man gemeiniglich einen „schwärmerischen Lyriker" nennt, wie sie ja massenweise mit oft recht garstig hinterhältigen Herzklappen herumlaufen, und wie sie der Dichter gelegentlich in seiner „Ballade vom lyrischen Wolf" so zum Anbeißen lieblich abkonterfeit hat:

„Davor mög uns Gott der Herr bewahren:
Nachtigallenseufzer ließ er fahren.
Eine Rose hielt er in den Knöcheln,
Schwanenlieder in den Kelch zu röcheln.
Und mit honiglächelndem Gemäul
Flötet er ein schmachtendes Geheul" usw.

Spitteler wird deshalb, wenn er auch selber mal vor Zeiten Mädchenlehrer war, noch nicht so bald Aussicht haben, als Dichter wenigstens der erklärte Liebling sämtlicher Backfische zu werden, worüber er sich ja gewiß zu trösten weiß. — In Spittelers Gedichten steckt ein gutes Quantum psychologischer Weltwitz, der sich in mythologischen, historischen, zoologischen, botanischen, literarischen Legenden, Anekdoten, Fabeln, Gleichnissen balladenhaft oder mit symbolischer Epigrammatik dichterisch verbildlicht. Das ist seine ganz besondere „Note", wie

Rezensions-Musikalinski sagen würde, doch weiß er auch der Natur als Landschaft, dem persönlichen Stimmungsleben und der individuellen Temperamentsregung einen seiner, Spittelers, Art entsprechenden, lyrisch jedenfalls ungewöhnlichen Ausdruck zu verleihen. Wenn ich Ihnen jetzt z. B. aus den „Literarischen Gleichnissen" nur den zehnten Teil dessen vorlesen könnte, was ich für mich persönlich mit dicken Kreuzen eigenster Genußfreude versehen habe, so wäre ich glücklich — aber Raum und Zeit, dies geizig-mißgünstige Polizistenpaar, nimmt mich mir nichts dir nichts am Schlafittchen und kommt sich wer weiß wie gnädig vor, wenn es mich dreimal den Mund auftun läßt, um meine Lust an Spitteler unmittelbar durch Vortrag seiner Gedichte selbst auf andre zu übertragen. Ich beschränke mich aus dem genannten Buch schweren Herzens auf „Nur ein König" und „Der Wunsch des Herakles".

NUR EIN KÖNIG.

Konsul Cornelius Clemens sprach: „Ich will,
Daß jeder meiner Sklaven seine Arbeit
Erhalte zugeteilt nach Wunsch und Neigung.
Nur was man gerne tut, das tut man recht.
Ein Mann am falschen Platz ist halb ein Mann;
Der beste Töpfer pfuscht im Gärtnerhandwerk."

Doch als er nun zu mustern kam sein Landgut,
Bemerkt er einen Sklaven, der, verhöhnt
Vom großen Haufen, ungeschickt und hilflos
Arbeitete am Weg, mit seines Hammers
Unsicherm Schlag verwundend seinen Finger.

Unwillig zu dem Major Domus wandte
Sich nun der Konsul und sein Auge forschte.
„Verzeiht," versetzte jener, „jeglich Handwerk
Vom Walker bis zum Weber hab ich schon
Mit ihm versucht. Zu keinem einzigen taugt er."

Jetzt ungeduldig von dem Stümper heischte
Cornelius Clemens: „Was denn warst du nur
In deiner Heimat von Beruf und Handwerk?"
Sein gramumwölktes Antlitz hob der Sklave
Mit finsterm Stolz empor: „Herr, nur ein König."

Da schwieg, von Mitleid übermannt, der Konsul,
Und sein Gedanke wog des Menschen Schicksal.
Dann gnädig zu den Dienern: „Tötet den!"

Weder im Gegenwarts- noch im Zukunftsstaate möchte ich für die echten Könige mit oder ohne Krone den milden Konsul missen — es wäre zu grausam. . . Nun das vielleicht menschlich noch tiefere:

DER WUNSCH DES HERAKLES.

„Ich will dir einen Wunsch gestatten", sprach
Zu seinem Lieblingssohne Herakles
Der Fürst der Götter. Herakles begann:

„Ich wünsche mir ein unzugänglich Schloß
Auf steilem Berge; unten um den Berg
Dreifache Mauern; auf den Mauern Wächter
Und vor den Mauern einen tiefen Graben.
Nämlich mein Herz ist stolz und spröd und einsam;
Und vor Gemeinem fliehn ist meine Wollust.
Doch unterirdisch aus des Schlosses Keller
Soll ein geheimer, festgewölbter Gang
Führen ins Menschenland, damit des Abends,
Nach wackrer Tagesarbeit, sieben schöne
Erlesne Gäste teilen meine Mahlzeit.
Nämlich des Glückes Garten pflügt die Arbeit;
Doch edle Gäste schmücken ihn mit Blumen."

Die Lider schließend lauschte Jupiter.
Dann sprach er zu den Parzen: „Stoßt mir diesen
In Nacht und Sklaverei! und schüttelt ihm
Auf seinen Weg ein wohlgerüttelt Maß
Lernäischen Geziefers: Vipern, Eber,
Stinkvögel, heilige Ochsen und Skorpionen!"

Photographie R. Ganz in Zürich.

Carl Spitteler.



Und als nun finstern Grolls den falschen Vater
Verklagte Herakles im Rat der Götter,
„Mein lieber Sohn“, lächelte Jupiter,
„Halbgöttisch auf den Pharaonenschenkeln
Im Thron sich wiegen und die niedre Welt
Sich ferne halten, kann ein jeder Krönling.
Allein im Knechtsgewand in Augias' Stall,
Unter'm Gesind, verlacht, beschmutzt, mißachtet,
Dennoch die Heldenstirne hart und rein
Mit ungebeugtem Haupte hoch erheben —
Das können Andre nicht; drum spart ich's dir.“

In Spittelers Dichtung drückt sich die Liebe für die reine Herrschaft der Besten ebenso sehr aus, wie die für die selbstbewußte Treue der Tüchtigen zum Ganzen.

Gedichte wie z. B. „Die beiden Züge“ oder „Die jodelnden Schildwachen“ sind für seine wahrhaft freiheitsadlige Gesinnung ungemein bezeichnend. Ich kann weder sie hier vorlesen noch das wunderbar ergreifende, von feinstem Blut überrieselte Poem echter Künstlertragik auf dem Pferde- und Pfennigmarkt des Lebens, das den Titel führt: „Die traurige Geschichte vom goldenen Goldschmied“. Ich hätte es den beiden andern als Drittes im Bunde zu gern angeschlossen. Lesen Sie es selber nach! So viel Liebe müssen Sie für die eigentlichen Schatzspender unter den zeitgenössischen Dichtern schon übrig haben, daß Sie ihre Bücher kaufen. Sonst halte ich Ihnen keinen Vortrag mehr und sage Allerhöchst Seiner Majestät Publikum mein freies Mittleramt auf. Hingegen „gestatte ich mir“, Ihnen zur andeutenden Beleuchtung einer andern Spittelersphäre noch ein gottseliges Gedicht aus den „Balladen“ und ein herzinniges Stück aus den letzten „Glockenliedern“ zu lesen:

DAS GESCHENK.

Mir träumt', ich schlummert' unterm Weidenbusch
Am Bachesufer, auf der Himmelswiese.

Und mit dem Wasser käm ein schöner Mann
Im Boot dahergefahren. Längs der Fahrt
Bog er die Büsche auseinander, spähte
In das Versteck und reichte links und rechts
Geschenke, welche er dem Boot enthob.

Wie er vorbeizog, scholl ein Dankesschluchzen.
Und aus den Wellen sang's wie Orgelstimme:
„Kleingläubige Zweifler, habt ihr's nicht gespürt?
Ihr mußtet leiden, daß ihr lerntet wünschen,
Ihr mußtet wünschen, daß ich's euch gewähre.
Was jeder im verschwiegnen Seelengrund
Erschaut, die Träume, die dem eignen Herzen
Er nicht verriet, ich habe sie gebucht.
Nehmt hin, ich kenne jedes Menschenherz;
Nehmt hin, ich kenne jeder Seele Sehnsucht!"

Allmählich kam er auch zu mir. Neugierig
Schärft' ich den Blick, denn keines Wunsches war
Ich mir geständig. Da entstieg dem Nachen
Ein strahlend Frauenbild, vertraulich winkend,
Eilt auf mich zu und lachte mir ins Auge:
„Kleingläubiger Zweifler, hast Du's nicht gespürt?"

Dann nahm sie meine Hand und führte mich
Durch blumige Triften nach den blauen Bergen.
Viel Fenster lugten auf den Weg, dahinter
Gesichter, deren Grüße uns vermählten.
Wir aber zogen miteinander weiter
Und immer weiter über Berg und Tal,
Ohne Verdruß und ohne Müdigkeit,
Bis wir verschwanden in gottinniger Ferne.

Das goldherzige Glockenlied aber lautet:

EIN GRUSS.

Glöcklein, was bringt mir dein goldig Gesumm?
Ein Grüßlein von ferne? Hum,
Sie sind dünn gesät,

Die einem ein Angedenken
Von selber schenken.
Gut, daß es in meiner Nähe besser steht.
Weißt du, wir drehen's um:
Ich hab da in meinem Herzgänsespiel
Noch zwei Weltvoll Liebe zu viel.
Weiß nicht, wohin damit,
Nicht links, nicht rechts auf Erden,
Wo nicht bestraft dafür zu werden.
Nimm du das mit.
Sing mit landaus,
Sing um jedes Haus,
Guck durch jedes Fensterlein,
Guck in jedes Herz hinein,
Und wo du hörst, daß eine Seele spricht:
„Ach Gott, an mich denkt niemand nicht,“
Sag: „Doch!
's ist jemand noch.“
Und ertränk sie auf einen Guß
Mit meinem ganzen Liebesüberfluß.

Aber ums Himmelswillen, worum ich bitt:
Verrat meinen Namen nit!
Denn weißt,
Daß mich der Dank nicht beißt.“

Auch in Spittelers Dichterseele wohnen über aller skeptisch-sarkastischen Philosophie Heldensinn, Kindlichkeit und hohe Künstlerfreude. Denn:

„In jedem Werk der Kunst will Glück und Sonne sein“

und

„Den zwingt kein Schutt, wer tief und wüchsig ist.“

Ich scheide von Spitteler mit dem frohlockenden Ausruf der Gutsherrnkinder in dem Gedicht „Der Kirschbaum“: „Wie groß, wie süß, wie viel!“

Bald nach dem Tode Friedrich Nietzsches und ungefähr zur selben Zeit, als Carl Spitteler seine zuerst wenig beachteten „Literarischen Gleichnisse“ veröffentlicht hatte, traten in den „Modernen Musenalmanachen“, die Otto Julius Bierbaum in München eingangs der neunziger Jahre herausgab, und teilweise in dem gleichen Verlage wie diese Sammelwerke wieder einige Erscheinungen ins Gesichtsfeld deutscher Dichtungsfreunde, die jede nach ihrer Art ein neues lyrisches Gesicht zeigten und sich in ihrer ferneren Entwicklung der größeren Öffentlichkeit mehr oder weniger stark aufprägen sollten. Ich denke da vor allem an Gustav Falke, den damaligen Dichter von „Tanz und Andacht“ und Richard Dehmel, der sein erstes Buch „Erlösungen“ 1891 bei Göschen in Stuttgart hatte erscheinen lassen und uns in jenen Tagen sein „Aber die Liebe“ schenkte. Ferner an Johannes Schlaf, an den Jungösterreicher Richard Schaukal und an Otto Julius Bierbaum selbst. Cäsar Flaischlen, John Henry Mackay und Bruno Wille, die bereits früher ihre öffentliche Dichterlaufbahn betreten und auf eigenen Wegen selbständig verfolgt hatten, trugen ebenfalls zu diesen Almanachen bei.

Johannes Schlaf schüttete die zarten Herrlichkeiten seines „Frühling“ vor uns aus, das bisher sein eigentliches lyrisches Hauptwerk geblieben ist. Es hat die freie Form der poetischen Prosa, ist aber ein durch und durch lyrisches Gedicht, das vollkommen in diesen Zusammenhang gehört. In der Dichterseele Johannes Schlafs quillt und wispert eine ganz wundervolle Welt zartester, allerfeinster Naturdurchspähungen, er schafft eine Idyllik intimster, in Farben und Formen nuanciertester Art, er hat ein Auge für die winzigsten und doch so reizvollen Verästelungen des organischen, besonders des Pflanzenlebens — und er hat gleichwohl auch das elementare Zusammenfühlen für das große Ganze und für die Einheit all dieser Kleinheiten. Auch hat er den feinen Humor, den mächtigen Urriesen Makrokosmos mit dem zierlichen Zwerg Mikrokosmos bald

JOHANNES SCHLAF
Photographie Louis Held in Weimar.



possierlich keck, bald patriarchalisch würdevoll spielen zu lassen. Ich wähle aufs Geratewohl aus „Frühling“, er ist von der ersten bis letzten Zeile aus einem Gusse rein.

Aus: FRÜHLING.

„Meiner Einsamkeit entgegen — So lustig bin ich, so still-fröhlich, so zutäppisch-liebevoll wie ein Kind. Mit jedem Pulsschlag, jedem Beben meines Körpers, mit jeder Bewegung liebkose ich die weit und lustig gebreitete Welt. Und mich liebkosen die Käfer, die Blumen und Bäume, mit Summen und Blüten und Laub, mit Farben und Düften und hundert sanften Berührungen. Der leise, leise Wind durch Blätter und Gezweig liebkost mich, kühle Schatten und helle, warme Lichter, blaue Fernen und heitere Nähen, ziehende Wolken und Wellen.

Zwischen einem Getreidefeld und dem Erlengebüsch eines Grabens schlendr ich hin.

Hoch ragt es über mich hinauf, hinein in endlose, tiefe, klare Bläue. Lichtglänzendes Laub und wogende wellende Halme biegen sich zu mir her, vor mir, hinter mir, zu beiden Seiten. Ganz, ganz versunken bin ich in jungem, duftenden Grün; über und über voll gelben Samenstaubes und feinen Blütengeriesels.

Kühles, wogendes, anschmiegendes Schmeicheln. Weite, weite jubelnde Bläue. Mückenspiel vor mir her, und auf blinkendem Gekräusel stille, weiße Blumen . . .

* *
*

Der Länge nach lieg ich auf dem Rücken und lächele mit halbgeschlossenen Augen in das tiefe, tiefe, blendende Blau hinein.

Nah und fern hör ich eine Musik.

Durch das Gesumme der Bienen und Hummeln, durch das Wispern der Gräser und Binsen, durch das heimliche, verlorene Plätschern blinkenden Gekräusels, aus den tausend Stimmen der Vögel, zwischen den rauschenden Büschen.

Sie lebt in dem Gebrüll der Kühe, in den prächtigen

Schwunglinien glänzender Pferdeleiber, wie sie grasen; in dem Muskelspiele ihrer stolzen Formen, wie sie dort gemächlich schreiten oder schnell, mutwillig hingaloppieren durch das hohe, blumenüberragte Gras. Sie flirrt und flimmert und wellt in zierlichen Schwingungen durch die blauen Lüfte, wogt und schwirrt und schwingt wie mit feinen Metallsaiten in dem Spiel der Insekten.

In unendlichen Farben, Formen, Tönen ein einziges Lied, ein einziger, einender Rhythmus, ein gewaltiger Einklang.

Jauchzt, jubelt, flötet, klagt, singt, braust.

Kommt aus lichtdämmernden, gleißenden Weiten, wird offenbar, süß-schaurig, freundlich in den Nähen, verklingt in den Fernen. Und ich: hingenommen in ihn, sein Wiederklang, ganz, ganz sein Wiederklang für eine Minute der Verlorenheit.

Suchen, Haben und Verlieren, und wieder Suchen, Halten und Verlieren. Immer wieder, und wieder, und immer von neuem.

Das ist das Leben. Das ist alles Schicksal, und aus diesem einem werden alle Leiden und Lieder . . .

* *
*

Eine Musik hör ich, nah und fern. Einen einzigen millionenstimmigen Akkord: das ist das Lied der Kraft. Das ist die Kraft.

Wer versteht es? Wer kann es wiedertönen lassen aus einer reinen unverzagten Seele?

Ich will nichts als liegen und lauschen und immer lauschen, und lauschen und stammeln wie ein Kind, hingegeben in Ehrfurcht, in Lust und Jubel, in Schreck und Furcht und Grauen, und mit kindlichem Vertrauen wiederkehren und immer, immer wiederkehren . . .

* *
*

Sonne! Sonne! Sonne!

Meine Blicke haften in dem weiten Blau, mit Sehnsucht, mit Sehnsucht . . . — Und nun — nun bin ich ein goldlichtes Wesen. Breites Silbergefieder sprießt aus meinen

schimmernden Schultern und heißes, goldenes Sonnenblut braust durch meine Adern, und ich rausche empor, empor, empor . . .

* * *

Mein Kopf liegt an deiner Brust.

Und du, goldig, licht, jung, beugst dich über mich.

Mit deiner linden Hand träufelst du mir Heliotrop auf die Stirn. Ich atme den süßen Duft und deinen Atem, der süßer ist als er.

Mein Gesicht fühlt deinen Herzschlag, deinen ruhigen, ruhigen Herzschlag.

Und Auge in Auge, tiefer immer, versinkender.

Leise, leise du hernieder zu mir, und leise, leise ich hinauf zu dir.

Du lächelst, biegst den Kopf hintüber, und deine Hände drücken sich schwach gegen meine Brust mit schelmischem Drängen.

Und nun: Lippe an Lippe. Lange . . . Zwischen halbgeschlossenen Lidern dunkelt dein Blick. Und nichts ist als sein Glanz und eine süße Wärme von dir zu mir . . .

Frieden. Und aus ihm Kraft, Gedanken, Entschlüsse, lichter immer und lichter, kühner und kühner, und Erkenntnisse . . .

Ein Jubel ist in mir, ein ungeduldiger Jubel; der hinauf will, hinauf, bis in den siebenten Himmel hinauf . . .“

In diesem schlankweg bezaubernden und berauschenden Werklein ist Johannes Schlaf der neue Idylliker, der von Naturrausch und Allempfinden gleichsam seiner individuellen Beschränkung entrückt, sich in die allerverschiedensten Formen des Daseins verwandelt und diese Wandlungsformen aufsaugend darstellt. Dazu ein Lauschen auf das Lispeln und Raunen der Ewigkeit, ein vergessendes, hinwegführendes Gleiten über das große Leid des Lebens . . . Tiefe Naturmystik mit besonderer Neigung zum künstlerischen Filigran. Auch in seinen Versen ist er im Grunde stets dasselbe sumsende, honigsammelnde Weltbienchen und, wenn

er ganz sich in der ihm wesenseigenen Rhythmik und Sprache bewegt, eine fröhlich drauflosschaffende Natur. Er hätte es nicht nötig, sich von andern Dichtern, und wäre es auch von dem großen amerikanischen Original Walt Whitman, tyrannisieren zu lassen, was ich nicht mag, so sehr ich Whitman selbst in seiner oft meergewaltig hinrollenden Art bewundere. . . . Hören Sie indessen noch einen urechten Johannes Schlaf-Juchzer aus „Helldunkel“ und ein kleines Gedicht aus dem jüngsten Band „Sommerlied“, in dem mich sonst die vielfach fremde Stilsuggestion und kritiklose Aufnahme bloßer gereimter und ungereimter Schrullen stört. Übrigens — ich will ja hier nicht kritisieren — das ist anderswo besser am Platz.

URGERMANISCH.

Lacht und singt der Sonnenheld,
Einsam, eine einsame Stimme,
Durch die dunkle Urnachtwelt,
Knabe, der über den Friedhof pfeift . . .

Aber ist niemand so allein:
Harrt des Mannes
Die Jungfrau auf dem Drachenstein.
Schmeißt der Held den Drachen vom Stein in den Wald;
Lacht das Fräulein, daß der Himmel schallt,
Lachen die erlösten Wunder der Nacht . . .
Lenz! Tag! —

Johannes Schlaf kann aber auch recht kräftig werden, und im grollenden Wetterzorne über all den kleinlichen Zank und Kram des Tages dahinfahren:

SCHWÜLE.

Harre aus!
Dumpf lastet die Schwüle des reifen Tages.
Kühlte ein Lüftchen!
Gäb's eine Rast!
Rüste dich! —

Durch Gluten und Staubgewoge
Vorwärts! Vorwärts! Vorwärts!
Eine schwere Last ist die Welt;
Haften, Zwang und drückende Gebundenheit.
Öder, endloser Kleinkrieg mit tausend Geschmeiß!

Die Kleinen toll geworden von der Sonne,
Die gütig über Gerecht und Ungerecht, Schlecht
und Edel scheint,
Wollen Raum für ihren Übermut.

Fliegen, Mücken, Bremsen,
Tausenderlei Wegungeziefer.
Täglicher Kleinkrieg,
Schmählichster von allen,
Der die Stärksten mürbe macht. —

Doch schon naht die Kraft.
Murrend grollt sie auf in schwarzen Hochwäldern,
Unmutig dunkeln ihre Riesenbrauen
Über das bedrückte Gelände.

Heil! Ein wirbelndes Brausen
Frisch über die stöhnenden Breiten!
Heil! Schon schmettert die flammende Kraft
Ihres erlösten Zornes!
Ihre Riesenstimme jauchzt!
Erlösung!

Ich habe das bestimmte Gefühl, als hätten sich die modischen Ziseleure und geschickten lyrischen Drapierkünstler des Tages von dem tiefen, feinzitternden, doch zäh-festen Dichter des „Frühlings", der jetzt allem polemischen Wirrsal und Unrat entrückt in Weimar rüstig Werk an Werk reiht, noch der schönsten Überraschungen zu versehen. Denn eine große Kraft gibt

„Dies Wort, dieser Besitz und dies Lachen:
„Alles ist eins!"

und dieses nicht minder:

„Ja, ja, ich weiß: einer neuen Sonne Strahl
Leuchtet über einem Land von Toren.
Wer hindurchkommt, geschoren-ungeschoren,
Ist neu geboren;
Der ist gekommen
Von den Neunmalklugen zu den Freien und Fröhlich-
Amen und Ja!" [Frommen.

Nur sich nicht irre machen lassen — das ist das Geheimnis und Amulet des Starken, das auch Johannes Schlaf sein eigen nennen möge!

Ein wahrhaft Lebendiger, der unbeirrt von allem blasentreibenden Literaturgeschäume, wie es ja in der Reichshauptstadt alle paar Monate anders „oben auf ist" und mit der Saison kommt und schwindet, ein Lebendiger, sage ich, der unbeirrt lange Jahre hindurch den stolzen, schweren, oft müde machenden Gang seiner innersten Begabung zurückgelegt hat, um schließlich zu dauerndem Sieg und Segen, zur rechten Ernte des schaffenden Lebens zu gelangen, ist der wetterharte und doch so gemütsweiche Schwabe Cäsar Flaischlen. Er ist ein wahrer dichterischer Oasenmensch innerhalb der Berliner Literatenliteratur, darin es natürlich von spuckenden Lamas und gefleckt langhalsigen Giraffen wimmelt, während Löwen und Adler entschieden ziemlich dünn gesät sind. Vielleicht ist das ja überall so, ich möchte Berlin nicht unrecht tun. Es hat auch seine heiligen Kreuzberge des Genies und einen ganzen Tiergarten von poetischen und protëischen Talenten in jeder Farbe, Größe und Preislage, einzeln und pro Dutzend notiert. Cäsar Flaischlen ist aber mehr als nur ein, wenn auch besonderes dichterisches Talent, er ist eine dichterische Persönlichkeit von gediegenem Gehalt und Lebenswert. Diese Verbindung von eigengearteter Dichterschaft und einem hohen Menschentum, das kämpfend seinen reinsten Jugendzielen, der angeborenen Idealität seines Wesens die Treue hält, durch alle Fährnisse und Sirenen-

lockungen des heutigen literarischen Lebens hindurch, gehört in der Tat zu den Ausnahmeerscheinungen und verleiht den Schöpfungen eines solchen Mannes ein Schwergewicht, wie es weit verblüffenderen, blendenden Begabungen trotz alles Aufsehens, das sie erregen, in letzter Linie versagt bleibt. Cäsar Flaischlen hat gerade das, was ich bei manchem glänzenden Könner und poetischen Virtuosen unserer Tage so schmerzlich vermisse: Mark und Kern der Seele. Er gleicht einem knorrigen Baumstamm, der jeden Frühling seine eigenen Blätter wieder hervortreibt, sie grünen, welken und abfallen läßt, der von Wind und Wetter ganz gehörig durchgeschüttelt ist, so daß er manchen Tag schon müde die Krone neigte und die Zweige bedenklich niedersenkte, der sich aber stets von neuem trutzig emporrichtet und dauernd Ring um Ring ansetzt. Ein derartiger Dichterstamm wächst nicht nur in die eigenen Wurzeln und Wipfel, er wächst auch allmählich den wahren Lebenswanderern schattenspendend ins Herz hinein. Und ein Vöglein sitzt zur Sommer- und Winterszeit, mag's auch donnern, hageln und schneien, an der Spitze des obersten Astes, das singt in abwechselnd wiederkehrenden Weisen von „Auch Einem“, der sich die Sonne nicht verhängen lassen wollte von den Millionen Nebelwichtlein des Alltags, die Sonne des Seins in Schönheit und Wahrheit. Singt mit wehmütigem Laut von Einem, in dessen Brust sich ein langer, quälender, geräuschloser Kampf auskämpfte zwischen dem selten zarten Lichtseelchen des Künstlers und den staubgrauen Götzen der Gewöhnlichkeit. Und singt am frohsten, wenn sich das feine Lichtseelchen sorgenledig und gelassen auf den blühenden Rosen des gewonnenen Lebens wiegt... Erquicken Sie sich mit mir zuerst an einigen „Gedichten in Prosa“, in denen Flaischlen seine künstlerisch gewähltesten Wirkungen erzielt:

IM KAHN.

Schaukelt weiter mich, ihr Wellen! .. schaukelt weiter mich, ihr Winde .. durch die wunderbare Ruhe dieser lichten

Einsamkeit . . leise, leise wiegt mich weiter
in die Ferne
zu den stillen, weißen Wolken, die den Horizont umklimmen . .
Tragt mich fort, wohin ihr wollt!

Immer mehr versinkt die Küste mit dem Strand und mit den Bergen . .
Alles wird zu blauem Glanz . .
Selig lieg' ich auf dem Rücken, horche auf die Ammenlieder, die mir Wind und Wellen singen . . falte langsam meine Hände . . schließe lächelnd meine Augen und verträume in den Himmel,
wie ein Kind in stiller Wiege . .

Meine Mutter ist die Sonne —
— — — — — — — — — — — — —
meine Mutter ist die Sonne
und ich weiß, sie hat mich lieb!

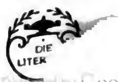
Nach dem Meerlied das schlichte Waldidyll:

SONNENTAGE.

Einzig schöne Tage,
Sonnentage der Seele . .
da sie stille liegt in wunschlosem Traum, wie der Märchensee hoch oben in stiller Schwarzwaldberge grüner Einsamkeit!
Keine Welle kräuselt seinen klaren Spiegel . . nur wenn eine weiße Wasserrose in froher Sonnensehnsucht sich aus seiner Tiefe hebt
oder wenn ein kleiner Vogel, ein Liedchen zwitschernd, über ihn streift, mit leichtem Flügel
oder
ein braunes Reh aus den Tannen tritt, an ihm zu trinken.

Dann das sonnensatte Bild der Mühle im Abendrot:

Cäsar Flaischlen.



DIE MÜHLE.

Steigende Abendwolken . . blei-grau-blau-schwer . . wie ferne Alpen sich auftürmend . .
die sinkende Sonne dahinter, die Ränder mit blendendem Gold umkantend . .

auf der Hügelhöhe mitten im glühenden Feuer des Abendrots eine Mühle, langsam die Flügel drehend,

als schaufle sie der Sonne rinnend Gold in ihre Tenne.

Aus den Versgedichten, die vielfach kräftige, aufrichtige Abrechnungen mit sich und der Welt und Selbstermutigungen (nur hier und da in etwas trockenem Ton) enthalten, das kleine charakteristische Lied

JENSEITS DER STRASSE.

Es ist nur Schein und ist nur Phrase,
Drauf dünkelstolz der Alltag stelzt . . .
Das Beste liegt jenseits der Straße,
Da sich der große Haufe wälzt.

Jung und mit Leichtsinn nur zu finden,
Jenseits der Straße, ein Versteck,
In quelldurchrauschten Rosengründen
Und üppig wildem Dorngeheck.

Und zuguterletzt aus den schwäbischen Dialektgedichten „Vom Haselnußroi'“ noch das schalkhafte

WIE S ÄLS GÔHT.

I han koi Rueh meh
Ond fend koin Friede,
Seit i di küßt han
Ond „du“ zue d'r gsagt;

I ka nemme schlôfe-n,
Ond ka nemme schaffe,
S isch grad äls wann me
Sonst woiß was hätt packt —

Des oi no jetzt bitt e:
Mach gscheidt me wieder,
Mach me vernönftig,
Ond lôß den Danz.

Gib m'r de-n Abschied
Ond lôß me laufe!
Oder, Schatz, gib de —
Gib de m'r ganz!

Ja, es gibt auch heute noch, wie Cäsar Flaischlen beweist, Dichtergeister, die als Mensch und Künstler eine unlösliche Einheit bilden, und die den vornehmen, beharrlichen Mut haben, ihr Publikum zu sich emporzuziehn, um es in seinem besten Bestand dann nicht wieder zu verlieren.

Zu diesen verläßlichen Trägern wahrhaftigen dichterischen Lebens gehört auch ein tiefer, norddeutscher Naturpoet, aus dessen aufsteigenden Schöpfungen ein im ewigen Grunde des Lebens verankertes Menschentum und in stets harmonischerer Verbindung eine mit Gras, Baum, Wolke, Lerche wirklich verschwisterte Naturseele atmet und lauscht. Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß Dichter von solchem naturgegebenen Dauergepräge und von solchem menschlichen Selbsterhöhungsdrange ihre Fühler in fernere Zukunft ausstrecken als sämtliche irrlichterierende Schaumschläger und Formfexe, die eine Weile und für viele Leute die seltensten Meteore der zeitgenössischen Poesie bedeuten. Es soll Sterne geben, die von der günstigen Schaufensterbeleuchtung ihren hauptsächlichen, wenn nicht gar ihren ganzen Glanz beziehen. Bruno Wille ist ein stiller und echter Stern am Himmel deutscher Dichtung und bleibt, in immer reinerem Lichte zitternd, ruhig und friedlich über dem Feuerwerkstrubel, der unten sein lustiges Piffpaffpuff macht, stehen. Dem wirren, oft sentimentalen Tappen und Tasten seiner lyrischen Jugendperiode längst entrückt, hat er sich das nur ihm eigene Reich künstlerischer Naturbeherrschung und

überlegener Selbstschau zu sicherem Besitz erobert. Mit seiner menschlichen Entwicklung vom hin- und herschwankenden „Einsiedler“ und „Genossen“ zum freien Menschen, der den weltflüchtigen Klausner wie den allzu begeisterten Massenfreund in ihrer Einseitigkeit überwunden und zum lebensstarken Charakter gehärtet hat, mit dieser menschlichen Entwickelung ging diejenige vom dunkel verschwommenen und verstiegenen Überschwang zum treffenden und doch neuen dichterischen Ausdruck Hand in Hand. So ist es jetzt ein wahrer Genuß, dem außerordentlich feinen Auge des Poeten vom Gewölk des Himmels oder Spiegel des Sees bis zum zartesten Fläumchen kleiner Knospen zu folgen, und ein frisches seelisches Quellengefühl überkommt einen, wenn man sein weitblättriges Wesen im Gedicht sich zu sternenhafter Blütenschönheit entfalten sieht. Ich kann leider nur weniges mitteilen — wer künstlerische Menschen unter den heutigen Dichtern sucht, wird auch ihre Bücher zu finden wissen.

ABENDDÄMMERUNG.

Säulengleich an des Hügels Saum
Träumt ein düstrer Wachholderbaum.

Drunten umflort sich die Kiefernhaide
Nächtlich schon mit dem Dämmerkleide.

Droben der Himmel leuchtet noch matt,
Grünlich blau wie ein See und glatt.

Keusch wie Wasserrosenschnee
Blüht ein Funkelstern im See.

Sturmgewölke kommen geflogen,
Finster hüllend den Himmelsbogen . . .

Säulengleich in Sturm und Dunkel
Träumt der Wacholder vom Sterngefunkel.

K*

Das nächste Gedicht, in dem der ganze, tiefste Wille steckt, gebe ich mit dem zugehörigen Motto des Mystikers, oder einfach deutsch gesprochen, des geweihten Natursinnierers Jacob Boehme:

BLUTBRÜDERSCHAFT.

Was aber da für ein Triumphieren im Geiste gewesen, kann ich nicht schreiben oder reden; es läßt sich auch mit nichts vergleichen, als nur mit dem, wo mitten im Tode das Leben geboren wird, und v rgleicht sich mit der Auferstehung der Toten. In diesem Licht hat mein Geist alsbald durch alles gesehn und an allen Kreaturen, selbst an Kraut und Gras, Gott erkannt, wer er sei, wie er sei und was sein Wille ist.

Jacob Boehme.

Hier bei der Eichengruppe war's.
Der greisen Bäume knorrige Reckenglieder
Umsproß das bronzegelbe Frühlingslaub
Wie Kinderlocken zart.
Die schwarze Drossel schlüpfte durch die Äste,
Dem Liebchen flötend und ihr Nestlein planend.
Ein holdes Wunder, sprang aus violettem
Schlehdorn der mandelduftige Blütenschnee.
Und weich wie Mädchenkosen schmiegte sich
Der Rasen, mit Ranunkelgold verbrämt,
Um Torfmoor, dürres Schilf und Sumpfgelände.
Dort, wo noch jüngst des Todes Schauer hausten,
Erscholl der Fröschlein breites Lenzbehagen.
Und sieh! gespreizten Fittigs, lüstern nahte
Der erste Storch.
Vom Horizonte hob sich ein Gebirg
Von Wetterdunst, im veilchendunklen Schoß
Ein Tropfenmeer bereitend.
Und wie ein Jauchzen brach die Abendsonne
Hervor, purpuren das Gewölk benetzend,
Und schaute einmal noch mit Feuerblick
Tief ihren Frühling an . . .
Da war's, da rührte mich der selige Tod:

Aus diesen Adern blutete die Seele
Und rann erschauernd
Durch Eichen, Wolke, Wiese, Sumpf und Sonne.
Aus diesen Adern blutete die Seele,
Blutbrüderschaft zu schließen mit dem All . . .
Und alles war nun mein — und ich war sein,
Heimlich gehegt, ein süßer Herzensschatz.

Und nach diesem säfteschwangern Gedicht neureligiöser Naturvermählung noch das köstlich liebesinnige:

HERBSTFÄDEN.

In Fieberröte träumt der Baum
Den letzten goldnen Sonnentraum.
Der blaue Himmel lächelt
Wie sanftes Leid.
Horch, seltsam schnarrende Weisen!
Die Wandergänse reisen,
Zum Keil gereiht.

Am Webestuhl die Spinne lauscht,
Wie droben das Geschwader rauscht.
Ihr wird so fernesüchtig,
So bang zu Sinn.
„O hätt ich schwirrende Flügel!
Weit über blaue Hügel
Flög ich dahin.“

Und wie sie grübelt, wird ihr klar
Ein Flugmaschinchen wunderbar.
„Mein Werk soll mich erlösen!
Drum frisch gewebt,
Bis ob der braunen Haide
Ein Segel aus weißer Seide
Im Lufthauch schwebt!“

Da segelt hin das kleine Ding,
Wie Faust am Zaubermantel hing.

„So fand mein Spintisieren
Nun doch den Pfad!
Mich trägt, was ich gesponnen,
Zu Gärten neuer Wonnen.
Heil meiner Tat!“

Daß Bruno Wille die märkische Landschaft so recht eigentlich für die deutsche Lyrik gewonnen hat, — selbst bei Theodor Fontane finden sich doch nur einige und dazu mehr dörflich-genrehafte Ansätze — bleibt sein besonderes dichterisches Verdienst. In des heiligen römischen Reiches „Streusandbüchse“ müssen heimliche Quellen der Poesie gerieselt haben, die jetzt hervorbrechen und die feuchten Wiesen mit Blütenwundern bedecken.

Es ist doch wirklich heute eine Lust zu leben, zu schaffen und sich weidlich an dem zu laben, was in bunter, strotzender Fülle von trefflichen Kunstgenossen rings im Lande hervorgebracht wird. Das müßte ein blinder, armseliger Geselle sein, der nicht sähe und jubelte, wie das deutsche Lied und Gedicht der Gegenwart mehr wie je in üppigem, leuchtendem Flor steht. Ob einem nun diese oder jene Blüte, dieser oder jener Busch mal nicht so über die Maßen gefällt, ob man sich diesen oder jenen Strauch anders gewachsen wünscht, als er nun vielleicht auseinandergegangen ist, oder ob man auch mitunter zum eigenen Verdruß an lieben gesunden Stämmen schwächliche Sprossen und gefährliche Wucherungen entdeckt, deren Kräftigung und Ausheilung man der guten Natur des betreffenden Wuchses überlassen muß — was verschlägt das denn, sage ich, gegenüber dem gar nicht umzubringenden, immer von neuem bestätigten Gefühl eines reichen, herrlichen Liedersommers, den wir in diesen Jahrzehnten, von allen Seiten beschenkt, durchschreiten? Nähern wir uns z. B. jetzt dem ausgedehnten Lyrikgarten, wie ihn sich Otto Julius Bierbaum im Laufe der Jahre angelegt und gezüchtet hat — wie gar manche schöne und tauperlende

Liederrose winkt uns im lachenden Sonnenschein voll erblüht und glückstrahlend zu! Und wenn zwischenhinein, zu nah daran, die Malven und künstlichen Tulipanen etwas zu dicke tun, so daß man vermeint, sie möchten den edleren Rosen schaden — je nun, es ist auch in Bierbaums Garten noch nicht aller Tage Abend, und der in frischfröhlicher Kraft seines Berufes waltende dichterische Gartenkünstler wird schon selber schauen, was dauernder Pflege verlohnt, was nicht.

Otto Julius Bierbaum hat, wie Sie alle wissen, zuerst ein entzückend loses, verliebtes Lachen in den heiligen Dichterhain gejuchzt und gejodelt; sofort kommen Ihnen die kecken und flotten Jeannetten- und Josephinenverse auf die Lippen:

„Was ist mein Schatz? — Eine Plättmamsell.
Wo wohnt sie? — Unten am Gries.
Wo die Isar rauscht, wo die Brücke steht,
Wo die Wiese von flatternden Hemden weht,
Da liegt mein Paradies.“

oder das famose mit den Frühlingsfregatten, dem schwarzen Würdebär von Leibrock:

„Der Himmel ist blau, das Wetter ist schön,
Madame, wir wollen spazieren gehn!“

Wir sangen als kleine Schüler das gleiche mit: „Herr Lehrer, wir wollen spazieren gehn“, wenn wir frei haben wollten. Mit Madame gehts aber entschieden schöner. Oder das an Knappheit nichts zu wünschen übrig lassende:

Bauernmädel rundes,
Bauernmädel gesundes,
Bauernmädel schenkelstramm
Haut die ganze Welt zusamm.
Juhu!

Item, das war der kreuzfidele burschikose lyrische Kosebursch Bierbaum, der uns solche Flattersträuße klingenden Übermutes zuwarf. Kling klang gloria! Dann kamen

die zarter schwebenden, feiner duftenden Gedichte, wie „Traum durch die Dämmerung“, „Freundliche Vision“, das schlichte, claudiushafte „Abendlied“, oder das durch und durch Bierbaumsche, liebeskavalleristische „Sitz im Sattel, reite, reite auf die Freite“ — Lieder, die Ihnen samt und sonders aus dem Buch oder Konzertsaal vertraut sind. Und es kamen all seine Panmelodieen und Flötentöne von düfteschweren Roseninseln und weißen Marmorsäulen, all diese Lieder heißer sommerlicher Schönheitssehnsucht und paradiesischer Evaslust. Dazu merkwürdige Stimmen tieferen, aufrichtigen Eigenlebens wie die schönen Gedichte: „Metamorphosen“ oder „Alexandriner“. Und zwischenhinein jene wie Erdbeeren frisch von der Staude gepflückten Verse eines munteren natürlichen Lebenssinnes, der sich nichts Gutes und Schönes entgehen läßt, wie das

FÜR BEERENSUCHER.

Gingen zwei in einen Beerenwald;
Fand der Eine süße Beeren bald;
Hat sich fleißig gebückt
Und emsig gepflückt;
Tat nichts als essen.

Der Andre indessen
Trug immer die Nase gen Himmel gericht,
Sah den lieben Herrgott oder macht ein Gedicht,
Aber die süßen Beeren, die sah er nicht.

Tun mir leid alle Beide.
Ich liebe die Beeren- und Himmelsweide.
Ich hätte mir Beeren gesucht im Kraut
Und essend zum blauen Himmel geschaut.
Mir hätte keins das andre geniert,
Hätte Himmel und Beeren in eins skandiert.

Später tritt nach einschneidenden Erlebnissen ein ganz anderer Ton und Stil hervor, der einen neuen, an Lebensgehalt und Wesensschwere bedeutend gewachsenen Bier-

OTTO JULIUS BIERBAUM.

baum zeigt. Aus dieser Sphäre möchte ich Ihnen etwas lesen. Das meisterliche, hochinteressante Beichtgedicht „Bilanz“ darf es leider nicht sein, es wäre hier zu lang, ich beschränke mich auf ein Stück aus der „Sentimentalen Reise“:

„Nun ist viel tot in mir. Ich weiß nun, jene Qual,
Die mich ins Fremde trieb und immer rückwärts doch
Den Blick der Sehnsucht wandte, war nicht mehr
Als einer Krankheit letzter Überfall.

Sieh, auf dem Schnee hier steht ein Sarg, — hinein
Die leere Puppe jenes faulen Grams!
Lemuren, kommt und schaufelt mir ein Grab
Für diese böse Puppe, — Schnee, Schnee, Schnee
Darauf und schwere Blöcke Eis. Macht schnell!
Tief, tief das Grab, in Eis und Schnee tief, tief!
Ich will nicht wissen, wo der Popanz liegt.

Ah, daß ich frei bin! Wintersonne, sieh,
Hier steh ich fröhlich zwischen Eis und Schnee,
Und niemals wußt ich mehr, was Frühling ist.

Ich war ins Grau, ins Neblige verrannt.
Ich hing am Gram wie in der Spinne Netz
Die arme Fliege, und schon fuhr auf mich
Die große Spinne los, die alles frißt,
Da sprach was über meinem Leben wacht:
Noch nicht, noch nicht! Und wie ein Märchen war's:
Ich stand verwandelt und erlöst und frei
Im allerschönsten Schlosse von Kristall.

Oh schöner Winter, kalt und sonnenklar,
Dein Frost hat mich gesund gemacht und hart.
Mir ist, als ruhte jetzt in meiner Hand
Ein wohlgehämmert Schwert. Und ich bin stark,
Mir alle Wege frei damit zu haun.
In Niederungen geh ich nun nicht mehr.

Und zum Schlusse die schönen Widmungsstrophen weich wie Flötenton:

NACHTS AN DIE NACHTIGALL.

(Herrn Hugo von Hofmannsthal zugeeignet.)

Oh du Nachtigall mit süßem Sang,
Liebesruferin in dunkler Nacht,
Kleine Brust, von Seligkeiten bang,
Seele, die in Sehnsucht schluchzt und lacht,

Flöterin aus dunkeltiefem Grund,
Warum macht dein Lied das Herz mir schwer?
Ach, ich fühl's, noch immer ist es wund,
Dieses Herz, und duldet viel zu sehr.

Schlägt noch nicht im eigenen Genuß,
Liegt noch immer in der Sklaverei,
Daß es allem Leide frohnden muß,
Bebend lauschen jedem Weheschrei.

Wär's wie du und fühlte nur die Lust
Und die Schönheit dieses Lebensdrangs,
Seiner Sehnsucht stürmisch nur bewußt
Und der Fülle eigenen Gesangs,

Wär's wie du oh süße Nachtigall,
Glücklich wär dies Herz, und all sein Schlag
Wäre wie Gebet und Glockenschall
Zu der Sonne und dem lichten Tag.

Bierbaum hatte mit seinem „Irrgarten der Liebe", der für billiges Geld eine Unmenge Verse bot, einen Erfolg, wie er gerade heute einem Lyriker, der überhaupt was kann, wohl zu gönnen ist. Mag der Erfolg auch in erster Linie dem zeitgemäßen Brettlgenre, den flotten Rampenschlagern gegolten haben — Bierbaum selbst wird heute der letzte sein, dies selbst nicht richtig einzuschätzen, und man braucht ihm deshalb keine gutgemeinten Lehren zu verabreichen. — Was ich dem Dichter des „Irrgartens" wünsche, das ist bei seiner ungemein stilsuggestiblen, für charakteristische Form Anderer aufsaugend empfänglichen Natur die gesteigerte

Selbstkontrolle seiner eigenen dichterischen Wesensäußerungen. Wer irgend ein Leben zu dichten hat, braucht nicht Literatur zu dichten. Ein frisches, leicht-lebendiges Talent wie Otto Julius Bierbaum sollte nie nötig haben, zur bequemen Krücke des Eklektizismus zu greifen.

Es hat zu allen Zeiten meist von der Nachwelt rasch vergessene Dichter gegeben, die einen Zug von Schießbudenschönheit aufwiesen und zeit ihrer kurzen Gloria auf allen Märkten mit ihren kecken Tiroler Jägerhütchen dem Publikum zufederten: „Kommt her zu mir alle, die ihr schießlustig und lockere Vögel seid!" Wenn auch nur Sauertöpfe solchen Trallera piff-paff-puff-beautés gram sein können, so sind sie eben weil sie nach Jedermanns Geschmack sein möchten, just nicht Jedermanns Geschmack. Die Linie der Baumbache stirbt nicht aus. Aber Sympathien sind unterschiedlich.

Ein Dichter, der jedem literarischen Jahrmarktstrubel fern steht und durch die seltene Großzügigkeit seines Dichtertums vor dem flüchtigen Renommé bloßer „Beliebtheit", aber auch vor dem allzuraschen Verrinnen des Ruhms dauernd geschützt bleibt, ist unser kühner, phantasiemächtiger John Henry Mackay. Ich streifte vorhin gelegentlich den zoolyrischen Garten der Reichshauptstadt. Nun, der seit Jahren in Berlin lebende deutsche Dichter mit dem schottischen Namen gehört — ich spreche von seiner künstlerischen Ausnahmenatur — jedenfalls zu den einsam schweifenden Wüstenkönigen des Berliner Straßenpflasters. Und ich denke dabei nicht einmal zuerst an das dumpf grollende Brüllen seiner 1887 in Zürich erschienenen „Sturm"gesänge, die allerdings auch — trotz ihrer oft lehrhaften Rhetorik — den durch seine ganze Wesensgewalt hoch über sämtlichen lyrischen Ästhetiklern stehenden dichterischen Lucifergeist ihres Schöpfers verrieten, und in denen Mackay mit zuweilen ja recht abstrakten, aber dann auch wieder hinreißenden Versen den

Einzelnen die Fackel voranträgt, voranträgt im Kampfe jenes Freiheitswillens, der die Fesseln tausendjähriger Vorurteile und Wahntyranneien abzustreifen sucht. Besonders in dem Cyklus „Am Ausgange des Jahrhunderts“ ziehen die fahlen, drohenden Schatten einer dem Untergange geweihten Welt, von starker dichterischer Stimmungskraft heraufbeschworen, in langhinwallenden Verszügen der Seele vorüber. Bei ganzen Abschnitten steigt uns heute das Schreckensbild der russischen Revolution empor, und wir denken daran, daß den Alten Dichter und Seher nur Eines war: Vates!

„Es ist ein Geruch in den Lüften, wie aus Totenwelten herauf,
Sie kennen die Stunde nicht mehr, den Sternen- und Sonnenlauf —
Sie sehen nur ringsum gehäuft mit stieren Blicken die Leichen.
Und sie stehen und warten auf Etwas, das dennoch nicht kommen will,
Und langsam kriecht über die Erde ein Schweigen, furchtbar und still,
Und sie fühlen sich langsam hinab in die Tiefe des Todes weichen —
Und die Erde liegt schweigend und leer, bis — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Bis jede Hand verdorrte, die Andrer Arbeit stahl;
Bis jede Lust verstummte, gezeugt aus Andrer Qual;
Bis jedes Schwert verrostet; bis jeder Schild zersprang!
Bis jede Stadt gefallen, wo Schmach und Weh gewohnt,
Bis sich entleert die Hallen, wo Schmach und Lust gethront;
Bis in der Mittaghöhe dasteht der neue Tag!“ usw.

Nein, wenn ich mir Mackays dichterische Gestalt in ihrer eigentlichen Grundanlage vergegenwärtige, so sehe ich vor allem eine Fülle von Dichtungen, die zu ermessen kein Lot irgend einer Zeittendenz oder begrenzten Weltanschau-

Photographie „Elvira" in München.

John Henry Mackay.



ung, mag sie noch so kühn und beziehungsweise frei sein, ausreicht. Ich sehe die Gedichte vor mir, welche aus dem geheimnisvollen Urgrund des individuellen und kosmischen Seins heraufquellen, eigentlich unerklärlich in ihrem Warum und Wozu, von Tiefen eines persönlichen Lebens und eines ursprünglichen Weltgefühls zeugend, wie es in dieser besonderen Art und Macht des Ausdrucks seinesgleichen sucht — und zwar nicht nur unter den zeitgenössischen Dichtern. In Mackays „Gesammelten Dichtungen" kommen zuerst hundert und etliche Seiten frühester Jugendreime, die ich — mit ganz vereinzelten Ausnahmen — ohne Schmerz entbehren würde. (Warum sind sie nicht in jenem verhängnisvollen amerikanischen Koffer abhanden gekommen, von dem Mackay in seinem letzten Gedichtband „Wiedergeburt" berichtet, daß er ihm mit unersetzlichen Manuskripten drüben verloren gegangen sei?) Dann aber setzen allmählich jene Mackay durch und durch eigentümlichen, Himmel und Erde umfassenden Phantasiestücke ein, die von da an seine ganze weitere Entwicklung als fernhin sichtbare Höhepunkte seines dichterischen Genius durchziehn. Seines Genius oder auch seines Dämons, denn wie unendliche Sehnsucht und Schwingenlust den Dichter sternenschwebend zu silberhellen Lichtgefilden führt, so tragen ihn die schwarzen Fittiche des Schmerzes in sausendem Fluge niederwärts zu den Abgründen des Todes und der eisigen Weltennacht. Selige Gesänge kosmischen Sphärenreigens und furchtbare, grausige, selbst gräßliche Vernichtungsschreie durchzittern und durchgellen diese Schöpfungen einer vom Lichtfreudigen bis zum Unheimlichen ausgedehnten Einbildungskraft. Man muß Gedichte wie das weltenfern dahingleitende, erlösende „Vorbei" und das satanische „Krähengekrächz" hintereinander lesen, um — in einer Richtung wenigstens — die polarischen Entfernungen in dieser Dichternatur zu ahnen, die so gut aufs Erhabene wie aufs Entsetzliche eingestellt ist. Der lebens- und todesmächtige Gesang „Am Meer", das äonenumwitterte Gedicht „Der gefallene Stern", die grandiosen,

weltüberschauenden Seelen„wandlungen“: „Ein Tag“ und „Eine Nacht“, der vom leisen Wiegen bis zum rasenden Zerschellen anschwellende „Weltgang der Seele“, der wie mit riesenhaften Schattenflügeln dahinrauschende „Flug des Todes“, wie der unendlich wehmütige und doch trostvolle Licht- und Nachthymnus „Der Stern“, die quellendürstende Wüstenphantasie „Die Oase“ aus „Wiedergeburt“ — es ist das eine Kette von Poesieen, die allein genügen würde, Mackays Dichtererscheinung auf den hohen Platz zu rücken, der ihr gebührt. Sind doch diese Weltenträume nicht etwa kalte Ausgeburten eines phantastischen Gehirns, die nur durch Absonderlichkeit und rhythmische Virtuosität Staunen erregen — ich würde sie dann nie so bewundern — nein, sie vibrieren und pulsieren von einer Leidenschaft, die einem sehr starken, ins Unendliche sich ausweitenden Lebensgefühl entspringt. Und der Dichter hat gewiß ein Recht, am Schlusse des erwähnten Gedichts „Die Oase“ von sich zu sagen:

„Denn meine Worte sind Tropfen, sie fallen von meinem Gefieder,
Welches dem Bad des Lebens entstieg — o Ihr, meine Lieder,
Nur ein erhabenes Herz kann Eure Sprache verstehn.“

Mackays Muse ist die Tochter des vor keinen Folgerungen zurückweichenden Gedankens, der sich auf die scharfe Schaufel der Erkenntnis stützt, und der flügelspannenden, alle Weiten der Welt durchfliegenden Phantasie, deren perlgraue Schwingen vom roten Blute glühendmenschlichen Empfindens tropfen. — Aber ich habe hiermit nur einige Seiten seines Wesens angedeutet: das volle Leben hat diesem Dichter, der von jeher seinen Beruf als einen wahrhaft konfessionellen auffaßte, und dessen Lyrik vielfach in poetisch gesteigerten Tagebuchblättern besteht, eine Menge farbig leuchtender oder schwarzglänzender Edelsteine zur künstlerischen Schleifung und Fassung vor die Füße gerollt. Mackays schönheitatmende Seele ist wie

bei den meisten von uns, die sich über den tiefen Konflikt zwischen ihrer feineren und freieren Organisation und der oft rohen Umwelt nicht leicht hinwegzusetzen vermögen, von der grausamen Häßlichkeit zahlloser Lebensrealitäten der Gegenwartskultur im besonderen und menschlicher Trostlosigkeiten im allgemeinen tief verwundet worden und gebraucht sein heiliges Dichterrecht, in bald schmerzerfüllter, bald hohnlachender Sprache das Leid dieser Zwiespaltsempfindung zu klagen ... Ein echt lyrisches Temperament, läßt er die Töne finsterster Schwermut mit den sonnigsten Freudegesängen des Lebens und der Liebe jäh wechseln. Wenn ein Winzerfest am Genfersee ihn dionysisch stimmt, schwimmt er nur so auf den schimmernden Wellen seiner Rhythmen dahin, und wenn er in der Einsamkeit der Nacht, von Qualen gefoltert, um Fallen oder Siegen den entscheidenden Kampf nur mit sich auskämpft, so fühlt man förmlich, wie seine Rhythmen zur Anspannung der letzten Überwindung stoßweise Atem holen. Wie viel hochinteressante Dinge wären zu Tage zu fördern, wollte man — und es verlohnte sich schon! — John Henry Mackays Dichtungen psychologisch analysieren! Das ist mir hier natürlich nicht möglich, und so hören Sie denn nur noch von diesem außerordentlichen Dichter, der mehr wie ein Talent und gar ein bloß gefälliges ist, und der in Leben und Dichten so ganz seine eigenen Wege geht, ein paar Gedichte, wie man sie eben aus den Schätzen eines Poeten, der durch Reichtum der Motive und Formen gegen die anthologische Charakteristik gefeit ist, nach dem Impuls der Stunde auswählt.

Zunächst das sphärengleitende:

VORBEI.

Vorbei! Im Sternenglanze,
Hoch über dieser Welt,
Schwebst du im Reigentanze,
Die Flügel luftgeschwellt.

Die klaren Augen tauchen
Tief in die stille Nacht,
Und deine Lippen hauchen
Gedanken, nie gedacht.
Vorbei! Du siehst die Sterne
An dir vorüberziehn,
Du aber suchst die Ferne,
Um zu ihr hin zu fliehn.
Die Nacht versinkt dem Tage,
Du aber schwankst und schwebst
Vorüber jeder Frage
Und weißt nicht, daß du lebst.
Vorbei! Dich trug dein Sehnen,
Hoch über allem Weh,
Vorbei dem Tal der Tränen,
Vorbei dem Totensee.
Wunschlos und wahnlos gleitest
Du weiter deine Bahn,
Und deine Flügel breitest
Du über den Orkan.
Vorbei! Dem Reigentanze
Entzog sich deine Macht,
Einsam im Weltenglanze
Gleitest du durch die Nacht.
Im Osten glüht der Morgen,
Du aber siehst ihn nicht.
Du schwebst — vor Leid geborgen —
Hin durch ein Meer von Licht.
Vorbei! Am Weltenende
Stehst du und wartest still,
Ob sich ein Wandrer fände,
Der dir noch folgen will.
Du wartest . . . Keiner! — Nieder
Beugst du dich zu der Flut
Und trinkst . . . noch einmal! — Wieder
Beseelt dich alte Glut.
Vorbei! Mit starkem Brausen,

Daß ich Euch,

Die Ihr nicht mein Herz bera
—Blumenwändert: Rosen, Bunte,
Daß ich Euch, Ihr Lieder, wieder,
Und noch immer kann mein H
Klopft, als stünde ich vor Samm
Mit geheimer Angst erwartend

Daß ich Euch, Ihr Lieder, wieder,
Daß ich blonde Locken flechten,
Kommt ein Duft von gelben
Liegt der Himmel meiner Ju

…lieder…

…ttet, da ich noch ein Knabe war,
…e eine geliebte Schaar —,
…des Lebens Mittag nun,
…muss still bei Euren Tönen ruhn,
…gen den Weltraum auf der Wacht
…meines Glückes erste Nacht!…

…hlt mich eine weiche Hand,
…t ein weisses Seidenband,
…hen Jahre her, fern darüber mir,
…nd wieder offen über mir!

John Henry Mackay.





Die Flügel ausgespannt,
Trägt dich des Windes Sausen
Zurück zum Heimatland.
Du siehst die Fluren schimmern,
Wo deine Hütte lag,
Wo dir in Tagen, schlimmern,
Dein Leben hart zerbrach.
Hernieder! — doch hernieder
Kannst du nicht mehr fortan!
Nie kehrt zur Heimat wieder,
Wer sie verlassen kann.
Da packt dich banges Grausen,
Du schlägst die Flügel wild
Und fährst mit starkem Brausen
Wider des Himmels Schild.
Vorbei! — im Sternenglanze,
Der herrlich dich umhellt,
Schwebst du im Reigentanze
Hoch über dieser Welt.
Und du durchmißt die Weiten,
Die einmal du begehrt,
Und ruhlos wird du gleiten,
Bis du dich selbst verzehrt.

Dann das tiefe Lied wehevoller Erkenntnis, das auch nur Mackay so schreiben konnte:

DIE GEWOHNHEIT.

Ich bin ein Morgentraum, der schwer
Auf deinem Herzen liegt;
Ich bin ein Kuß, der liebeleer
An deinen Mund sich schmiegt.
Ich bin die Stimme deiner Zeit,
Und wie du dich empörst:
Ich bin's, auf die in Lust und Leid
Du stets als erste hörst.

Ich lenke dich mit leiser Hand.
Du ahnst nicht, wer ich bin.
Ich bin dir, die du nie gekannt,
Treueste Begleiterin.
Du kennst die Wahrheit, doch du lügst,
Und dein ist meine Schuld;
Du liebst die Freiheit und du fügst
Dich feig — ich sprach: Geduld.

Ich bin der Trägheit dumpfer Hauch,
Dein Wille liegt erschlafft;
Ich sorge, daß aus altem Brauch
Kein neuer Ton dich rafft.
Ich nehme dich an meine Brust,
Wenn schmerzlich auf du schreist —
Ich bin es, der du unbewußt
Dein bestes Leben weihst.

Und schließlich die armeausbreitenden, von neuem Leben und Wagen des unermüdlichen Schwimmers kündenden Strophen aus „Wiedergeburt":

ICH MUSS WIEDER FLIEGEN.

Ich muß wieder fliegen! — Ich muß wieder fliegen!
  Ich trag's nicht mehr! —
Süß redet die Ferne von Kämpfen und Siegen —
  Mein Herz schlägt schwer.

Ich darf meine Tage nicht mehr verhüllen
  In diesen Staub.
Ich muß in die Ferne, um sie zu füllen
  Mit neuem Raub.

Es rief mit der Stimme der Kraft ein Rufer
  Mich lang und laut:
Ich sehe neue und herrliche Ufer,
  Von Licht betaut;

Ich sehe Gebirge, groß, gewaltig,
Der Adler Hort,
Und Städte seh' ich: wie fremdgestaltig
Die Menschen dort!

Schon bin ich der jugendkräftige Schwimmer,
Der sie beschritt,
Schon bin ich der Kühnen kühner Erklimmer,
Der sie erstritt.

Schon in die gaukelnden, schwirrenden Massen
Hineingetaucht,
Hab' ohne Lieben und ohne Hassen
Ich sie verbraucht! . . .

Ich fliege wieder! — Ich fliege wieder! —
Die Ferne fällt!
Mein sind unzählige neue Lieder!
Mein ist die Welt! — —

— — — — — — — — — — — — — —

Heim schwankt im Herbste der Wagen, beladen
Mit neuer Frucht.
So kehre ich heim zu meinen Gestaden,
In diese Bucht,
Wo ich nun still vor Anker legen
Die Frachten will . . .
Befreit von Last, beschwert von Segen
Seh' ich der Winternacht entgegen.
Mein Herz schlägt still.

Gerade Mackays letztes Lyrikbuch „Wiedergeburt" mit seinem sonnig-gesunden Lebensmut und seinen schwellenden Formen beweist, daß er über das ihm sonst in mancher Hinsicht verwandte dämonische Nachtfalterreich eines Baudelaire weit hinausreicht — aber wir Deutschen sind ein nicht übermäßig dankbares Volk und reichen tausendmal eher einem französischen als einem deutschen Dichter von tief ausgeprägter Eigentümlichkeit den Lorbeer.

L*

Zumal um das breitere öffentliche Interesse für einen bedeutenden, lebenden Dichter zu wecken oder wach zu erhalten, braucht es bei uns zumeist etlicher persönlicher Sensatiönchen, am liebsten verblüffender „Skandälchen", oder irgend einer Sammlung, Stiftung, nachträglichen Ehrenspende und was dergleichen schöne Memorialien mehr sind. So ist auch Gustav Falke eigentlich erst durch den längst verdienten Ehrengehalt der reichen Republik Hammonia in den Augen des großen Publikums „auf die vorderste Bank" gerückt. (In uns Deutschen steckt ein Stück Schulmeister, wir teilen den Dichtern Zensuren aus und versetzen sie, wenn sie hübsch artig sind, nicht ohne ein bedeutsames Zeigefingerheben, in die höhere Klasse.) Und doch hatte Gustav Falke schon durch sein 1892 erschienenes erstes Buch „Mynheer der Tod" und in noch höherem Grade durch das zwei Jahre darauf folgende „Tanz und Andacht" der Welt unverkennbar gezeigt, welch ein trefflicher und feiner dichterischer Künstler mit ihm auf den Plan getreten war.

In „Mynheer der Tod" mußten, abgesehen von den wohl noch Liliencron zuneigend wahlverwandten, aber doch auch wieder in Phantasie und Sprachfrische selbständigen modernen Totentänzen wie „Die Equipage", sofort durch den zarten Tiefton ihrer Herzensstimmung und durch die ausgeglichene Reinheit ihrer innern Form jeden Hörenden aufhorchen lassen solche Gedichte wie

NACHTGANG.

Lautlos am umbuschten Weiher
Wandelt durch das Gras die Nacht,
Hinter ihr, ein feuchter Schleier,
Heben sich die Nebel sacht.

Weite, weite stille Strecken
Mag sie wie im Fluge gehn.
Zwischen Felder, zwischen Hecken
Seh' ich ihren Schleier wehn.

GUSTAV FALKE
Photographie Müller-Brauel in Zeven.



Wälder, Gärten, Dorfgelände
Streift ihr leiser, steter Gang.
Nur am Friedhof ist's als stände
Sinnend sie sekundenlang.

Warf sie jene schwarze Rose
In des Todes still Geheg?
Taufeucht fand die heimatlose
Ich früh morgens dort im Weg.

In demselben Buche stand auch ein kleines Wunschgedicht:

O BITT' EUCH LIEBE VÖGELEIN.

Liebessingsang, Trinkgejuchze,
Läppische Poeterei!
Nicht dies Nachtigallgeschluchze —
O, nur einen Adlerschrei!

O nur einen vollen, wahren
Ton aus tiefster Brust, davor
Wir erschreckt zusammenfahren,
Nicht den zahmen Gimpelchor.

Doch das zwitschert wie im Bauer
Blöde Dompfaffmelodei:
Holde Wehmut, süße Trauer, —
O, nur einen Adlerschrei!

O nur einen Adlerschrei! Wie gab mit dieser Zeile Gustav Falke unser aller Sehnsucht so einfachen kernigen Ausdruck! Und wie wußte er gleich durch sein nächstes Buch diesem Sehnsuchtsruf selbst mit in erster Reihe Erfüllung zu leihen! Kühnheit der Empfindung, der Erfindung und der Sprache war das entschiedene Merkmal seines lyrischen Künstlertums, wie es sich in „Tanz und Andacht" reich und vollsaftig offenbarte. In den „Phantasiestücken" dieses Bandes lebt sich eine wunderbar berauschende Einbildungskraft aus, die sich zu ihrer Darstellung einer farbenschwelgenden Sprache von ganz neuer Leucht-

kraft bedient. Das ist ja überhaupt ein Grundzug, der wohl am deutlichsten den Gegensatz zu allem Epigonentum, auch zu den besseren seiner Vertreter, bezeichnet: die Auffrischung der Sprache und Wiedergeburt des Wortes als unmittelbaren Lebens-, Gefühls- und Bildträgers der Welt. In Dichtern wie Falke hebt wirklich die Welt an von neuem zu leuchten und zu klingen. Seine reife Kunst — ich sehe im Augenblick von der Echtheit und Tiefe des Lebensgehaltes, die ihn allerdings auch, und von Buch zu Buch mehr, auszeichnet, ganz ab — seine reife Künstlerschaft besteht in einer ungemein glücklichen Verbindung und Durchdringung anschaulicher und rhythmischer Elemente. Neu, klar und einheitlich im Bild, verfügt er über das sicherste rhythmische Taktgefühl, das man sich denken kann. Man höre bloß ein Gedicht wie dieses hier aus „Zwischen den Nächten“:

AUF DER JAGD.

Schmale Wege gingen wir
Hand in Hand,
Schmetterlinge fingen wir
Hart an eines Abgrunds Rand.
Und mit jedem Falter glaubten wir
Gleich das Glück, das Glück gefangen,
Doch die Finger nur bestaubten wir
Und der schöne Schimmer war vergangen.
Aber nie genug.
Immer reizt der Flug
Dieser bunten Gaukler uns zum Fang.
Dort, den Weg entlang,
Quer jetzt. Wie er lacht.
Pfauenaugenpracht.
Hasch ihn. Da. Das Glück.
Über Tiefen. Halt! Zurück!
Hoch im Sonnenglanz
Faltertaumeltanz,
Aber unten droht die schwarze Nacht.

Doch ich wollte noch ein Wort von den „Adlerschreien", den kühnen Würfen Gustav Falkes sagen, die manche vor den leise gedämpften Lauten seiner zartbesaiteten Viola d'amour und seiner innigen Herddämmerglückslyrik zu übersehen scheinen. Ein Dichter, der Verse wie „Ein böser Tag", „Wahnsinn", „Der Schritt der Stunde", „Rechtfertigung", „Gebet", „Wohin?", „Die Peitsche Euch"!!, „Das neue Lied" in „Tanz und Andacht" oder „Sankt Jürgen", „Gral", „Vaterland" und andere mehr in „Neue Fahrt" geschrieben, ist ein dichterischer Lebenskämpfer kraftvollen Wuchses, von all jenen Gedichten, in denen sich dieser ringende Zug mehr mittelbar und in symbolischer Weise ausdrückt, gar nicht zu reden. Unsere Anthologieen, die vielfach gewisse, einmal übereingekommene Züge eines Dichters immer und immer wiederkehren lassen, erwecken so oft falsche und einseitige Vorstellungen von umfassenderen Dichternaturen und dienen gemeiniglich mehr der Geschmacksträgheit als der dem Künstler nachspürenden Liebe. Mir sind Gedichte wie die oben nur beispielsweise genannten wesentlich zur Ermessung der seelischen Spannkräfte in einer schaffenden Persönlichkeit, mögen sie auch hier und da an künstlerischer Vollkommenheit hinter andern zurückbleiben. Wenn man Kunst und Dichtung nicht nur aus der ästhetisierenden Maulwurfsperspektive, sondern vom Standpunkt eines in Schönheit und Kraft gesteigerten Menschentums betrachtet, so neigt sich manche Schale stark beschwert, die in den Augen der Geschmäckler leicht emporschnellen mag.

DER SCHRITT DER STUNDE . . . .

Der Schritt der Stunde, wenn du schlaflos liegst,
Und die Gedanken sich wie Schwalben jagen,
Wenn sehnend du bis an die Sterne fliegst
Und leer zurückkehrst, flügellahm, zerschlagen.
Der Schritt der Stunde, wenn du schlaflos liegst,
Und aus dem Dunkel starren stumme Klagen,

Daß du dich schluchzend in die Kissen schmiegst
Und weißt nicht ein und aus. Schon wird es tagen,
Das Leben jauchzt auf tausend hellen Geigen,
Du aber hörst nur durch den muntern Reigen,
Nachzitternd, dumpf, wohin du fliehen magst,
Den Schritt der Stunde, da du schlaflos lagst,
Und rangst, und fühltest in fruchtlosem Klopfen
An Gottes Pforten deine Kraft vertropfen.

In der „Neuen Fahrt“ vollends hat Gustav Falke eine reine Höhe der Künstlerschaft erreicht, die mit seelischer Vertiefung und zu edler Macht gediehenem Menschenwert Hand in Hand geht, daß mich vor der Lebensstimme manches Gedichtes das beglückende Gefühl liebender Andacht überkommt. Wer da, wo er mit so sanfter, ruhiger und starker Dichterhand zu Tempeln wahrer Lebensschönheit geleitet wird, nicht still und hingebend sein Haupt neigt, ist arm und beklagenswert. Bei Gedichten wie „Morgenlied“, „Ein Harfenklang“, „Der törichte Jäger“, dem schon einmal erwähnten „Sankt Jürgen“, „Gesang der Muscheln“, „Das Birkenbäumchen“, „Alt und Jung“, „Ewige Sehnsucht“, „Mysterium“, „Die Schlummerkerze“, „Späte Rosen“, „Weltflucht“, „Winter“, „Grab“, „An einem Grabe“, „Leben“ und so gut wie allen in dem Buche folgenden — bei solchen selten klaren Lebensklängen und linden Himmelstönen wird einem wunderbar feierlich und ergriffen zu Mute. Ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß ich, wenn ich „Schutzheilige“, „Erscheinung“, „So komm doch“ lese, jenes innere Zittern verspüre, das von dem geheimen, schamhaft gehüteten Heiligtum des Herzens ausgeht. Es ist wohl doch etwas um die alte Sage, daß die Dichter zuerst zu Herzenskündigern berufen sind, und daß alle „Kunst der wohlgesetzten Worte“ eitel, eitel und dreimal eitel ist, wenn sie nicht von dem tiefen Strom durchzogen wird, der Menschenherz und Menschenherz aufs innigste verbindet.

Das hat mit Sentimentalität nichts, aber auch nicht so-

Lied der Armen

Wieder weckt die Sorge mich wach,
Eh der Tag sich noch erhoben.
Sollen wir für jeden Tag
Doch den Herrn der Tage loben.

An die Arbeit! Müßig bleibt
Nie im Haus die Sorge nieder,
Und ihr harter Peitschenschlag
Fällt im Gleichtakt auf mich wieder.

Selig, wem beim Hahnenschrei
Glück den Morgengruß bereitet,
Und wen durch den goldnen Tag
Seine reine Freude geleitet.

Einmal traf auch mich sein Blick,
Der ich schwer im Pfluge geh,
Wenn ich keuchend, todesmatt
Vor der letzten Vorstadt steh.

Lästig schnürt mich nur das Joch.
Soll ich dankbar mich ihm zeigen,
Oder seiner spitzen Zähne
Stumm den müden Nacken neigen?

Hamburg

Gustav Falke



rei
Ve
H:
ch
üb
sta
ge
ist
lie
ei
„D
su
R
„I
be
tö
M
icl
je
sc
ist
zu
„k
ei
w
ve

viel zu tun, wohl aber mit dem starken Gefühl als dem schönsten Bronnen feinerer menschlicher Lebensgewalt. Daß der Herzenskündiger ein Kundiger aller Wortkunst sein muß, versteht sich ohnehin für mich von selbst. Das hat völlig eins zu sein! Sonst — wenn es da hapert — kann man allerdings, im Reich der Kunst, auf die schönsten Gefühle der Menschheit „pfeifen". Ich lese

DAS BIRKENBÄUMCHEN.

Ich weiß den Tag, es war wie heute,
Ein erster Maitag, weich und mild,
Und die erwachten Augen freute
Das übersonnte Morgenbild.

Der frohe Blick lief hin und wieder,
Wie sammelt er die Schätze bloß?
So pflückt ein Kind im auf und nieder
Sich seine Blumen in den Schoß.

Da sah ich dicht am Wegessaume
Ein Birkenbäumchen einsam stehn,
Rührend im ersten Frühlingsflaume,
Konnt nicht daran vorübergehn.

In seinem Schatten stand ich lange,
Hielt seinen schlanken Stamm umfaßt
Und legte leise meine Wange
An seinen kühlen Silberbast.

Ein Wind flog her, ganz sacht, und wühlte
Im zarten Laub wie Schmeichelhand.
Ein Zittern lief herab, als fühlte
Das Bäumchen, daß es Liebe fand.

Und war vorher die Sehnsucht rege,
Hier war sie still, in sich erfüllt;
Es war, als hätte hier am Wege
Sich eine Seele mir enthüllt.

Daß in dem tieffühlenden und kunstvollendeten Gustav Falke außerdem ein lebendiger Quell glücklichen, schalkhaften Humors sprudelt, habe ich noch gar nicht erwähnt. Lesen Sie die Gedichte: „Die Teufelsbraut", „Konfirmandinnen", „Ständchen", „Schutzengel", „Nachtwandler", „Kleine Geschichte", „Närrische Träume" und ähnliche mehr, so werden Sie's spüren. Ich will Ihnen nur noch mit ein paar aus Gedichten herausgepflückten Lebensversen durch Gustav Falke seine eigene Silhouette zeichnen lassen: echte Dichter tun das immer weit besser selbst als sämtliche Darsteller ihrer Wesensart.

„Ob mit Tanz wir oder Beten
Hin vor unsre Gottheit treten,
Gestern Schelme, heut Propheten,
Immer fromm sind wir Poeten."

*

„Dichternächte, sanft erhellt,
Dichtertage, reich an Sonnen —
Heißt das nicht im Spiel der Welt
Einen ersten Platz gewonnen?"

*

„Und ist's nur einen Sonnenblitz,
Daß uns ein Glück bereitet,
Nur einen kurzen Sattelsitz,
Daß Freude uns begleitet."

*

„Bei Tagesanbruch singt das Herz und lacht:
Heut wird dein Segen unter Dach gebracht.
Der Abend kommt, zu sehen, was es sei:
In hohler Hand ein Körnchen oder zwei."

*

„Das ist mein Leben: Kronenglanz
Und Licht und Lied und Friedefülle.
Und ist mein Leben: Dornenkranz
Und Blut und Staub und härene Hülle."

„Die Peitsche euch!
Die ihr vom Blut des Genius lebt
Und ans Kreuz des Gemordeten
Eure grabschänderischen Kreuze hängt:
Seht, welch ein Gott!“

*

Gib leichten Fuß zu Spiel und Tanz,
Flugkraft in goldne Ferne,
Und häng den Kranz, den vollen Kranz
Mir höher in die Sterne!

*

Nennst du ein heilig Feuer dein,
Sei treu und halt die Flamme rein.
Lohnt auch die Welt den Hüter nicht,
Dich krönt ein Kranz: Du bist im Licht.

*

So will ich neue Inseln suchen,
Schon bleibt der düstre Strand zurück.
Blast Winde, daß die Masten klingen,
O Sturm! O Tanz! O Meeresglück!

In Hamburg, das sich nachgerade — was würde Heinrich Heine dazu sagen! — aus einer Stadt, in der man vorzüglich essen und trinken soll, zu einer Stadt aufzuschwingen scheint, in der man noch vorzüglicher dichtet, in Hamburg lebt und schafft außer Liliencron und Falke gegenwärtig, im Zenith der Mannestage, ein markentsprossener Zeitgenosse, der durch rastloses Wachstum und unablässige Auswirkung seiner menschlichen Persönlichkeit wie durch bewußte, energische Höherzüchtung einer merkwürdig verästelten künstlerischen Instinktnatur eine eindringliche, volle Machterscheinung dichterischen Lebens dar stellt. Es ist mir nicht möglich, Ihnen in diesem all gemeinen Zusammenhange den Kreis dichterischer Welterraffung und — Erschaffung ringsherum nachzuziehen, den Name und Begriff Richard Dehmel ausdrücken. Ich muß

mir das vielmehr für eine besondere psychologische Entwicklungs-Schilderung und Deutung der lyrischen Grundelemente unserer gegenwärtigen Dichtung vorbehalten. Hier nur ein paar Schlaglichter auf eines der eigentümlichsten und bedeutsamsten lyrischen Phänomene unserer und nicht nur unserer Tage. Vor allem: Richard Dehmel will als ganze, in all ihren noch so verschiedenartigen Äußerungen zu Eins werdende, im tiefsten Unbewußten des Lebens wurzelnde, zum höchsten Bewußtsein der Erkenntnis sich erhebende Dichterkraft erfaßt sein. Wenn ich sage „erfaßt“ sein, so meine ich damit eigentlich — erlebt sein. Denn an den eigentlichen Dehmel kommt man weder mit bloß ästhetischen noch gar mit den Maßstäben der historischen Schriftgelehrten heran. Man muß vom Menschen und Künstler, beides im ursprünglichen Sinn genommen, ausgehen, und dazu muß man sich der herkömmlichen ethisch-ästhetischen Bewertungen möglichst entäußern. Dies geschieht am besten durch Zurückgehen auf die letzten, verschwiegensten Wahrheiten des eigenen Erlebens und in der vollen Aufrichtigkeit des nackten: Das bist du. Ja, es ist so: In Richard Dehmels Dichtungen dürstet wieder einmal eine ganze Menschenseele danach, sich in ihrer unverschleierten Gestalt und in all ihren Wandlungen rückhaltlos zu offenbaren. Daß dies „suggestiv“ geschieht, dafür sorgt der seiner Ausdrucksmittel bewußt und mit hoher Kultur mächtige Künstler des neuschöpferischen Worts. Richard Dehmel besitzt die aller gesellschaftlichen und literarischen Konvention entrückte Mut- und Willensgewalt, wirklich künstlerisch Leben zu beichten. Das ist ein großer Zug. Und von dem reinen künstlerischen Bekenntnisdrang der erlauschten Wahrheit abgesehen — welche Kraft hochwertigen Lebens steckt in der bewußten menschlichen Aufwärtszüchtung und Selbstvervollkommnung, wie sie alle Bücher Dehmels von den „Erlösungen“ bis zu den „Zwei Menschen“ ergreifend und hinreißend verraten! Nicht oft lag in einem Dichter soviel vom Tierischen her und soviel zum Göttlichen hin unmittelbar zusammengedrängt,

Richard Dehmel.



Nach dem Gemälde von Julie Wolfthorn.

und zahllose zerreißende Gegensätze der Triebe, Gefühle und Gedanken sind zu beherrschen, bis das selige Zusammenspiel die stürmische Sehnsucht der Einzelakkorde erlöst. Von Carl Spitteler stammt das Wort:

„Die stärksten Seelen gehen am längsten fehl", und Richard Dehmel drückt eine verwandte Wahrheit aus in dem Verse:

„Noch hat keiner Gott erflogen,
Der vor Gottes Teufeln flüchtet."

Es ist die Moral der mutigen Wagekraft, die sich alles zutrauen kann, ja muß, vor dem Mittelmaß und Halbheit zurückschreckt, um „selig" zu werden d. h. im innersten Ausgleich zu ruhn.

Daß ich nur eine Seite der Welt, allerdings eine wesentliche, berühre: Ich kenne keinen zweiten Dichter, in dem Hölle und Himmel der geschlechtlichen Leidenschaft und der Liebe von Mann und Weib mit prasselnder Glut und weißen Lilienflammen so brünstig und so sehnlich sich läuternd ineinanderkreisen wie bei Richard Dehmel. Auch hier und gerade hier am meisten darf der Dichter verlangen, daß man seinen Satans- und Engelsreigen von Anfang bis zu Ende verfolgt und nicht nach unzuchtschnuppernder Spitzelart mit seinem, ach so saubern Näschen in irgend einem höllischen Hexenspältchen verhängnisvoll kleben bleibt — wer nicht durch die wütendsten Venusstrophen schon in der Ferne das leise Singen der aufsteigenden Selbsterlösung vernimmt, für den ist Dehmels lyrische Menschwerdung überhaupt ein verschlossener Zaubergarten. Solche Leute mit einer Moral, schnellgebacken und wohlfeil wie Eierkuchen, werden nie Fühlung gewinnen mit Versen wie

„Aber im Zaubermantel der Liebe
Trägt der lachende Sturm der Triebe
Auf vom Staube zum Himmelstor"

oder

„Nur nicht gewaltsam
Abgewehrt,

Was unaufhaltsam
Leben begehrt.

Die in euch wühlen,
Alle die Geister,
Müssen einst fühlen:
Ich bin ihr Meister."

oder

„Was den Menschen entzückt, entsetzt, empört,
das erhöht ihn,
Weil's ihn außer sich bringt, weil's ihn mit Leben
erfüllt".

In Dehmels Werken findet sich eine Fülle von Versen, die dieses sein A und O schöpferischer Weisheit immer anders ausdrücken, ich führe nur noch zwei oder drei an:

„Ward ich durch frommer Lippen Macht
Und zahmer Küsse Tausch?
Ich wurde Mensch in wilder Nacht
Und großem Wollustrausch."

*

„Ich will mich lauter blühn, lauter und los
Aus dieser Brünstigkeit zu Frucht und Fülle".

*

Wer sich durch eine Hölle hat gerungen,
Den fragt, welch Paradies ihm endlich tagte!
Doch wer an seinem Leben nie verzagte,
Hat um des Lebens Deutung nie gerungen."

*

„Aus dumpfer Sucht zu lichter Glut."

*

„Von deinen heil'gen Seelenblicken
Glänzt meiner Sinne dumpfe Flur,
Mir löst ein menschliches Entzücken
Die rohen Ketten der Natur.

In Tränen steht mein irres Bangen,
Ob ich berufen sei zum Glück;
Sieh mein verröchelndes Verlangen,
Die Klarheit gabst du mir zurück!"

und viele ähnliche mehr. — Um wenigstens in aller Kürze noch einen Hauptzug hervorzuheben: Für Richard Dehmel ist das dichterische Wort nicht nur Ausdrucksmittel individueller Selbsterlösung, sondern es ist ihm auch ein verliehenes edles Werkzeug des Menschheitswillens zur Höherbildung der Gattung. Er fühlt sich in seinen bedeutendsten Gedichten als Lichtbringer, der neue Geistessaat aussät, im Sinne prometheischer Dichter der Vergangenheit, er will wahrhaft befruchten und den Wert des Lebens, der Welt in schöpferischer Lust und Menschenfreudigkeit steigern . . . Wie das nun alles in Verbindung mit einem witternden, stimmungsschwangern Naturgefühl, farbensaugender Augenfeinheit, und einem urwüchsigen, welthumorischen Lebenssinn, der auch für das Kindliche gar köstliche Worte findet, zu einem seltenen dichterischen Gewebe zusammenrinnt, dem müssen Sie eben selbst im Ganzen seiner Gedichte liebevoll nachgehen. Von manchen Absonderlichkeiten des Stils, besonders auch in den „Zwei Menschen", will ich hier nicht weiter sprechen, sintemal ich ja nit aus Nörgelheim bin und hier geflissentlich nur das schöpferisch Fortwirkende betone. Ich glaube und wünsche, daß sich für Richard Dehmels gesamtes Schaffen sein eigenes Wunschwort bewahrheiten möge:

Schrankenlos schaltend,
Rastlos gestaltend,
Heilsam waltend,
Friedsam erhaltend.

Ich lese

STROMÜBER.

Der Abend war so dunkelschwer
Und schwer durchs Dunkel schnitt der Kahn;

Die Andern lachten um uns her,
Als fühlten sie den Frühling nahn.

Der weite Strom lag stumm und fahl,
Ans Ufer floß ein schwankend Licht,
Die Weiden standen starr und kahl.
Ich aber sah dir ins Gesicht.

Und fühlte deinen Atem wehn
Und deine Augen nach mir schrein
Und — eine Andre vor mir stehn
Und heiß aufschluchzen: Ich bin dein!

Das Licht erglänzte nah und mild;
Im grauen Wasser, schwarz, verschwand
Der starren Weiden zitternd Bild.
Und knirschend stieß der Kahn ans Land.

Dann

MASKEN.

Du bist es nicht, du grauer Tempelritter
Im Panzerkleid, auf das die Kerzenstrahlen
Des bunten Saals mit täuschendem Gezitter
Geheimnisvolle Charaktere malen;
Dein Blick ist schwarz, laß das Visir nur zu!
Du bist es nicht — doch Ich bin Du.

Du bist es nicht, Zigeuner mit der Geige,
Der wild sein Lied läßt in die Zukunft bluten;
Dein roter Bart ist kraus wie Urwaldzweige,
Um die rauchprasselnde Frühfeuer gluten;
Dein Blick ist grau, laß nur die Maske zu!
Du bist es nicht — doch Ich bin Du.

Du bist es nicht, Traumkönigin; Seerosen
Trägst du im wolkenschwarzen Haargeflechte
Und bleichen Asphodelos und Skabiosen,



Mein Ideal.

Wo ist die Frau, die meine Seele sucht,
Das Herz voll Liebe für die Unterdrückten,
Das Herz voll Mitleid mit den Notgedrückten,
Wo ist die Frau, die meine Seele sucht?

Die ihre Schwestern in der Tiefe kennt,
Die das verlorne Volk des Elends schaute,
Der vor dem Jammer dieser Erde graute,
Die ihre Schwestern in der Tiefe kennt.

Die selbst im Innern edle Schönheit glüht,
Gebildet in des warmen Glückes Frische,
Die liebt die Welt sich schuf zum Ebenbilde,
Die selbst im Innern edle Schönheit glüht.

Wenn Eine wäre so an Liebe reich
Für Alle, die den Weg des Leidens wandern,
Sie wollt' ich wählen mir vor allen andern —
Wenn Eine wäre so an Liebe reich.

Karl Henckell

1892

Facsimile des zuerst in der „Gesellschaft" erschienenen Gedichtes „Mein Ideal" aus Karl Henckells „Zwischenspiel".



An Karl Henckell.
(Siehe das Märzheft der Gesellschaft.)

Kein Ideal!

Doch hab' ich meine Sehnsucht stets gebüßt;
ich ging nach Liebe aus auf allen Wegen,
auf allen kam die Liebe mir entgegen,
doch hab' ich meine Sehnsucht stets gebüßt...

Es stand ein Baum in einem Zaubergarten,
von tausend Blüten duftete sein Bild,
doch eine leuchtete vor allen mild;
es stand ein Baum in einem Zaubergarten.

Und aus den tausend pflückte ich die eine,
sie war noch schöner mir in meinen Händen;
ich aber kniete, Dank dem Baum zu spenden,
von dem aus tausend ich gepflückt die eine.

Ich hob die Augen zu dem Zauberbaume,
doch wieder schien vor allen eine rein,
und meine welkte schon im Sonnenschein;
ich hob die Augen zu dem Zauberbaume...

Doch hab' ich meine Sehnsucht nie verlernt;
ich ging nach Liebe aus auf allen Wegen,
auf jedem winkte mir ein neuer Segen,
drum hab' ich meine Sehnsucht nie verlernt.

Erste Form des Dehmel'schen Gedichtes „Das Ideal“ aus „Aber die Liebe“.



Die dunkler sind als purpurdunkle Nächte;
Dein Blick ist braun, laß deinen Schleier zu!
Du bist es nicht — doch Ich bin Du.

Du bist es nicht, mein blonder Puck; dein Röckchen
Ist viel zu kurz für deine Mädchenbeine,
Man sieht es doch, daß dein hell Klingelstöckchen
Ein Totenköpfchen krönt, du freche Kleine;
Dein Blick ist blau, o laß dein Lärvchen zu!
Du bist es nicht — doch Ich bin Du.

Und Du, bist Du's, du Domino im Spiegel,
In dessen Blick die Farben meerhaft schwanken,
Du maskenlos Gesicht? Zeig her das Siegel,
Das mir ausdrückt den Grund deiner Gedanken!
Bist du es selbst? Ausdruck, du nickst mir zu;
Grundsiegel — Maske. — Bist Ich Du?

Und schließlich

STÖRUNG.

Und wir gingen still im tiefen Schnee,
Still mit unserm tiefen Glück,
Gingen wie auf Blüten,
Als die arme Alte
Uns anbettelte.

Und du sahst wohl nicht,
Als du ihr die Hände drücktest
Und dich liebreich zu ihr bücktest,
Wie durch ihr zerrissenes Schuhzeug
Ihre aufgeborstnen
Blauen Füße glühten.

Ja, ein Mensch geht barfuß
Im eignen Blut durch Gottes Schnee,
Und wir gehen auf Blüten.

Ist der kiefernknorrige, sturmdurchwühlte Märker Dehmel, dessen Äste sich bald unheimlich drohend und stöhnend in Nacht und Nebel recken, bald wieder, nach jedem Hauche lüstern, sich als Harfe lichtflutenden Lebens ausspannen, ist Richard Dehmel eine erstaunliche, zuweilen bis zur schrullenhaften Manier groteske Mischung urwüchsiger Instinkte und bewußtester Kulturverfeinerung, ein seltener Dichter, in dem Entfesselung und Selbstzucht aufeinanderprallen wie Wettringer, denen es, manchmal mit einem Schuß Pose, wirklich um Leben und Kunst geht, — so ist der jüngere, in Wien lebende Österreicher Richard Schaukal eine nicht minder zusammengesetzte Erscheinung von besonderem und fesselndem Gepräge, mit der ich meinen genußfrohen Beutezug und -Flug durch die Gefilde der deutschen Lyrik für diesmal wenigstens beenden will—, at last not at least, wie die Engländer in einem solchen Fall ebenso kurz wie treffend zu bemerken pflegen.

Richard Schaukal, der in rascher Folge eine ganze Reihe von interessanten Versbänden veröffentlichte, aus denen die 1904 im Inselverlag erschienenen „Ausgewählten Gedichte" nur einen kleinen, sehr fein, aber natürlich mit starker Begrenzung ausgesuchten Teil bilden, ist ein Dichter, dessen vielseitiges Wesen eine Mischung von — ich gebrauche sonst das Wort nicht gern, aber hier paßt es — modernen Renaissanceträumen mit romantischer Lebensironie und großer beherrschender Kunstsehnsucht darstellt. Das sollen selbstverständlich nur ungefähre weltanschaulich-psychologische Vorstellungswerte und Annäherungsbrücken sein, denn Richard Schaukal ist weder ein ums Jahr 1900 in Wien lebender Dichter des Cinquecento, wenn er einen solchen auch in einer bezeichnenden Phantasie dichterischen Lebens- und Schönheitsrausches heraufbeschwört, noch ein dreißigjähriger alter Goethe, wenn er auch wie dieser mit der Kunst sich gegen das Leben zur Wehr setzt, noch ein frommer, weltentrückter Novalis, wenn er diesem Dichter auch innigverstehende und kostbare Strophen weiht — er ist auch nicht ein Dichter des Rokoko im Übergang zum

Empire, wenn er auch die galante Grazie und reiche Füllhornüppigkeit jener Zeiten in den Gärten seines Herzensgenius wieder aufsprudeln und aufquellen fühlt — nein, Richard Schaukal ist zwar im Sinne der poetischen Metamorphose dies und noch manches andere, was ich nicht mehr anführen kann, aber er ist doch vor allem und in allem, mit den entsprechenden Zutaten des Phantasiespiels, Richard Schaukal, und das erst stempelt ihn zu der dichterischen Persönlichkeit, die für heikle Stilspielerei zu gut und über sie erhaben ist. Ich würde ihn sonst niemals so hoch stellen, wie ich es wirklich tue, denn ich hasse alle Kostümlyrik aufs äußerste, wo die kulturhistorische Drapierung und Frisur um einen rückenmarklosen Perrückenstock herumschlottert. Bei Schaukal ist das etwas anderes, er atmet selbst unter Wams, Panzer, Spitzenjabot oder was es für ein Kleidungsstück sein mag, in das er Herz, Seele und Sinne dichterisch hüllt.

Es steckt eben ein gut Stück Schaukal darin, wenn er jenen Dichter sagen läßt:

„Ich bin von perikleischem Geblüt.
Kein wüstenbleicher kranker Nazarener.
Schönheitberauscht als letzter der Athener
Lieb' ich was nur berückend strahlt und sprüht."

Ja, er ist schönheitberauscht und sinnenselig wie ein edler Athener jener Kultur, und ebenso steckt ein gut Stück vom deutsch-romantischen Schaukal darin, wenn es im gleichen Gedicht heißt:

„Mein Märchenreich ist nicht von dieser Welt
Der ekel nüchternen Alltäglichkeit.
Die Dichtung ist mein purpurrotes Kleid.
Der Sternenhimmel ist mein Königszelt."

was wieder recht unperikleisch und unklassisch, aber ganz germanoromantisch ist. Und vorher und nachher im gleichen Gedicht das auf den Starken und Tatmenschen wie

ein Kraftbad wirkende Vollgenießen und raffinierte Geschmackauskosten des Schaukalcinquecentisten:

„Ich steh geschmeidigt wie nach einem Bad.
Ihr Griechenkörper aber reift mir Verse
So kostbar wie dein Schmuck. Wie deine Ferse
Beschwingt und farbig wie ein Pfauenrad.“

Glücklicherweise kann man bei dieser ganzen Gruppe Schaukalscher Gedichte, in denen seine Seele sich künstlerisch in Menschen, Gestalten, Welten der Vergangenheit auslebt, von blutvoller Einbildungskraft und dem „Stoff“ meist kongenialer Empfindungskraft sprechen, worauf es ja einzig und allein ankommt, um den originellen Dichter vom lyrischen Dekorateur zu scheiden. Und darum sind diese Gedichte auch so lebendig, weil in ihnen der stolze, herrische, leidenschaftliche, sehnsuchtheftige Puls des Dichters selber hörbar klopft. Was sagen Sie zu einem Gedicht wie

GOYA.

Ich habe die lange schwüle Nacht
Bei einer jungen Dame verbracht:
Sie liegt nun und träumt mit offenen Lippen von
meinem Nacken . . .
Jetzt werd ich malen. Wollt ihr euch packen?
Steht nicht herum und gafft so ledern!
Sonst zerr ich euch an euren Agraffenfedern
Oder kitzle diese dünnen Waden
Mit meinem Degen. Ich bin von Gottesgnaden.
Ein Grande bin ich im offenen Hemd.
Ich liebe das Licht, das die Welt überschwemmt.
Ich liebe ein Pferd,
Das bäumend sich gegen den Zügel wehrt.
Den Juden lieb ich, den keiner bekehrt!
Dem König laß ich sagen: er solle
Klopfen wenn er mich stören wolle.

RICHARD SCHAUKAL
Photographie Eugen Schöfer in Wien.



Das ist Atmosphäre Goya und Sehnsucht, Temperament Schaukal. Daher diese Frische, Wahrheit und Natürlichkeit des Stils. Herrlich!

Die überflutende Lebens- und Freiheitssehnsucht einer hochgearteten Seele, die nur unter schweren Leiden zuerst ermattenden Verzichtes ihr stolzes Wähnen und Wünschen der grausamen Welteinsicht unterordnet, schafft sich ihre künstlerischen Ventile. Hier ist die Kunst geradezu das eigentliche höchste und stärkste Leben, gegenüber der Alltagskleinheit.

DER GROSSEN KUNST

Der ich mit entbrannten Blicken
Und mit Scheu doch näher trete,
Große Kunst, zu der ich bete,
Laß mich nicht im Tag ersticken;

Segne den dir still Geweihten,
Des Geschehens Niederungen
Bleiben unter ihm, begleiten
Schwebend ihn die Feuerzungen.

Die Feuerzungen begleiten und führen ihn zu immer vollendeteren Gestalten seiner Weltgefühle. Schicksalsstimmungen, Lebensdurchblicke werden im Gleichnis gebannt wie in den ergreifenden Versen

DIE JUNGE SEHNSUCHT.

O junge Sehnsucht, die sich einen Heerzug träumt
Und einen kampfbereiten Kiel, an den die Meerflut schäumt,
Der ungeduldig an der Kette zerrend sich im Hafen wiegt,
Und einen Mast, an den sich eine Scharlachflagge schmiegt!

O junge Sehnsucht, die der Gott des Traums befruchtet,
Wenn über Wald und Wegen schwer die dunkle Wolke wuchtet,
O Sehnsucht, die in Qualen sich auf lichtgemied'nem Lager windet, —
Einst kommt der Tag, der dich verhungert und verdurstet findet!

oder in dem ahnungsschweren Gedicht

DAS GROSSE SCHIFF.

Den schweren Anker hat das große Schiff
Versenkt auf hoher Flut und liegt und wacht
Mit schwarzen Augen horchend in die Nacht —
Und ihm zu Seiten wartet stumm das Riff.

Und morgen, wenn die rote Sonne kaum
Am Himmel steht und buhlend Winde werben,
Wird es sich rühren aus dem dumpfen Traum
Und — an das Riff getrieben scheiternd sterben.

Das ungestüm drängende Herz, dieser Gischt- und Geyserquell kochender Unbefriedigtheiten, das in so vielen Glut- und Qualversen und „Tristien" — in Schaukal sind Ovidische Züge — aufzischte, hat aber bei Richard Schaukal nicht nur in der großen Kunst, sondern auch in der starken Liebe seine Erlösung gefunden. In aufrichtigen und wahrhaft wertvollen Bekenntnisversen wie in dem Gedicht: „Seelenabgründe" oder in freien Rhythmen völliger Hingabe an das Du drücken sich tief menschliche Ausgleichsvorgänge in der Seele dieses zum glänzendsten Verskünstler veranlagten, aber zum Nur-Virtuosen viel zu bedeutenden deutschen Dichters aus.

DU.

Wie aus tiefen Wäldern bist du,
Wo keine schweren Menschen gehen.
Wie in der Waldquelle

Seh ich mich rein und wahr in dir.
Ich bin ein heißer unzufriedener Mensch
Mit einem herrischen Kinderherzen.
Tau liegt auf meinen Haaren aus den Nächten der Sehnsucht.
Meine Hände zittern nach Glück.
Und meine Seele kann fliegen
Hoch über den Tagen:
Ich seh ihr nach und staune,
Lächle und weine.
Manchmal aber bin ich wie ein König . . .
Und alles ist dein.
Dein ward es ohne Schenken.
Du kamst und es war dein.
Ich bin so sicher dein zu sein mit allem.

Wüßte man es nicht zur Genüge aus seinen eigenen Gedichten, so würden es uns seine Nachdichtungen unwiderleglich bezeugen, wie sicher, geschmeidig, stolz und gebieterisch Richard Schaukal die Sprache des Verses meistert. All diese Worte drängen sich mir in uneingeschränkter Bewunderung auf die Lippen, wenn ich mit wachsendem Entzücken langsam durchkostend seine Verlaine-Heredia-Nachdichtungen genieße. Besonders der beherrschendere José Maria de Heredia in seinen vollendeten Gestaltungen, symbolischen Verlebendigungen und lyrischen Plastiken menschlicher Grundzüge und Großzügigkeiten, dieser macht- und prachtvolle Sonettist der heroischen Legende — er hat in Richard Schaukal einen im ganzen schier unübertrefflichen Umbildner gefunden. Mit einer solchen künstlerischen Schaffenshuldigung deutscher Einfühlungs- und Wiederformungskraft an den französischen Sprach- und Dichtergenius will ich meine Lese aus unserer Lyrik seit Heinrich Heine beschließen.

DER LÄUFER.

Auf eine Statue des Myron.

So sah ihn Delphi damals, jubelbrausend,
Vor Thymos fliehn durchs Ziel: Den Rumpf so schlank
Gedehnt, das Auge starr, die Arme lang
Gestreckt, auf Hermes Flügelfüßen sausend.

Und er, der's bildete vor zweimaltausend
Jahren und mehr, das Werk, das ihm gelang
So lebentäuschend, schuf er's, oder sprang
Der Läufer aus der Form, und stand er grausend?

Fiebernde Hoffnung macht die Lippen beben,
Erz perlt von der Stirn, die Muskeln schwellen,
Die Palmen sieht er sich entgegenheben:

Kaum noch am Sockel haften diese schnellen
Federnden Sohlen, ja, nun schwebt er, fliegt
Beschwingt durchs Stadion, hält und hat gesiegt.

Der Genius der deutschen Lyrik ist wie der Läufer des Myron. Unermüdlich schwellt sein sieghafter Drang neuen Zielen und Kränzen zu, er stürmt, er schwebt, er hält wie jener.

Lassen Sie mich ein andermal, wenn Lust und Liebe rufen, von neuem Schwellen und Schwingen, Sausen und Siegen künden, es soll dann gleichfalls der echten Dichterinnen unserer Tage gedacht werden, deren Lied von tieferem Leben glüht, und noch auf manch einen kräftig und edel Dahingetragenen, der die heilige Säule seines eigenen künstlerischen Sehnens sucht, möchte ich dann Ihre Blicke richten.

Es ist eine Freude, jeden jungen Keimfrühling mitzuerleben, wenn man selbst das wurzelstarke Steigen der Säfte im frischen Wachstum der Lebensringe verspürt. Denn auch wir wollen die Früchte voll ausreifen lassen, die sich unter Schloßen und Schauern kernfest und an zähen Stielen gebildet haben, und wollen den Tagen einer schönen Ernte schaffend und zukunftgrüßend entgegenschreiten.

DICHTERTAFEL.*)

*) Glosse für Pedanten:

Die Zahl der Seiten bezeichnet nicht die Wertschätzung des Einzelnen.


DIE
LITERATUR

Dichtungen von Karl Henckell.

SCHWINGUNGEN. Neue Gedichte 1906. Mit Buchschmuck von Fidus, elegant broschiert Mk. 3.—. in Pergament geb. M. 4.—.

MEIN LIED. Ausgewählte Gedichte 1905. Liebhaberausgabe. Mit Beiträgen von Rich. Strauss und Buchschmuck von Fidus, in Leder geb. Mk. 5.—.

STROPHEN. 1887. Mk. 1.60.

AMSELRUFE. 1888. Mk. 2.—.

DIORAMA. 1889. Mk. 3.60.

TRUTZNACHTIGALL. 1890. Mk. 1.50.

ZWISCHENSPIEL. 1894. Mk. 1.60.

BOECKLIN-WIDMUNG. 1897. Auf Bütten Mk. 2.—

GEDICHTE. Grosse Ausgabe mit Buchschmuck von Fidus 1898, broschiert Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

NEUES LEBEN. Dichtungen 1899/1900, broschiert Mk. 2.50, geb. Mk. 4.—.

GIPFEL UND GRÜNDE. Dichtungen 1901 bis 1904, broschiert Mk. 2.50, geb. Mk. 4.—.

MEIN LIEDERBUCH. Auswahl, Taschenausgabe, broschiert Mk. 1.—, geb. Mk. 2.—.

NEULAND. Auswahl, Taschenausgabe, broschiert Mk. 1.—, geb. Mk. 2.—.

SONNENBLUMEN. Herausgegeben von Karl Henckell, 1895/1899. 100 Blätter, jedes Blatt 10 Pf., in 4 Mappen à Mk. 3,—, in einer Mappe à Mk. 10.—.

BARD, MARQUARDT & CO, BERLIN W. 50.

Fortsetzung auf nächster Seite

DIE LITERATUR

Sammlung illustrierter Einzeldarstellungen

Herausgegeben von

GEORG BRANDES

Ferner erschienen:





